

Deutsches Bürgerblatt.

Wahrheit und Recht!
Materielles und geistiges Wohl des deutschen Volkes!

Siegen, den 7. Juni 1844.

Tendenz.
Freimüthige Besprechung vater-
ländischer Zustände, der Handels-
und industriellen Verhältnisse und
jener des Auslandes. Organ für
jeden Vaterlandsfreund, Anstän-
digen und Wünsche über heimische
Institutionen und vaterländische
Interessen mit bescheidener Frei-
müthigkeit fund zu thun. Der
Literatur- und Unterhaltung ist ein
Theil unserer Spalten gewidmet.

Preis.
Erscheint wöchentlich zwei Mal,
am Dienstag und Freitag. Vier-
teljährlich bei der Expedition
17 1/2 Sgr., bei den Postanstalten
im Umfange des preuss. Staates
(sowie im deutschen Buchhandel,
vierteljährlich 25 Sgr.) außerhalb
des preuss. Staates wird der
Preis bei der Post etwas erhöht.
Die Einrückungsgebühren betra-
gen per Zeile 1 Sgr. od. 3 1/2 Kr.

Uebersicht.

Drittes Schreiben an Herrn Deycks zu Opladen.

Der Weibhandel.

Grün's Vorlesung zu Bielefeld.

Zur Literatur und Unterhaltung: Eduard West-
burg, über die Verführung der Söhne Oldenbarnevelts.

(Fortsetzung.) Fünftes Kapitel. — Der Weihnachts-
abend eines armen Souffleurs. Skizze aus dem Thea-
terleben von Freimund Volkmann. (Fortsetzung.) —

Literatur-Bericht: Deutsche Stammkönige nach Ge-
schichte und Sage. Ein neuer Versuch in alter Weise
von Ludwig Ettmüller. — Mannigfaltiges.

Literarischer Anzeiger. — Bekanntmachungen und Anzei-
gen.

* Drittes Schreiben an Herrn Deycks zu Opladen.

Der rheinische Advokat-Anwalt Stupp hat in
seiner Polemik, um seine Ansichten anschaulich zu
machen, mehrfach sehr glücklich Beispiele aus dem
gewöhnlichen Leben, namentlich von Geldangelegen-
heiten entlehnt, und ich bin im Begriff, ihm hierin
nachzufolgen, obgleich ich weiß, daß es zarte und
heilige Dingen gibt, denen diese Beispiele, vom Gelde
hergenommen, nicht gut klingen. Indessen muß man
hier zwischen alten und modernen Heiligen unter-
scheiden. Die alten Heiligen schätzen das Geld sehr
oft gering, sehen es sogar als ein Hinderniß zur
Seligkeit an, und sie scheinen dabei nicht ganz Un-
recht zu haben, wenn man an den Spruch der Schrift
erinnert, es sei leichter, daß ein Kamel durch ein
Nadelöhr, als daß ein Reicher in's Himmelreich
eingehe. Die Zeit aber hat auch in dieser Bezie-
hung Fortschritte gemacht; unsere modernen Heiligen
denken anders über diesen Punkt, als die alten,
und wenn sie den Werth des Geldes vollkommen
zu apprezieren wissen, warum sollte man desselben
dann nicht vor ihren Ohren ohne Aergerniß erwäh-
nen dürfen?

Wenn Sie, mein verehrungswürdiger Mann, eine
Forderung auch nur von fünf Thalern haben, so
können Sie Ihren Schuldner gerichtlich zwingen,
Ihnen Ihr Guthaben auszusahlen. Sie haben ein
Recht auf diese fünf Thaler, und der Staat, dessen
Aufgabe es ist, das Recht zu realisieren, muß Ihnen
zu Ihren fünf Thalern verhelfen. Was würden Sie
aber sagen, wenn Sie vor dem Richter erschienen
und dieser erwiderte Ihnen: „Was geht das mich
an, das ist eine Privatsache zwischen Ihnen und
Ihrem Schuldner!“ Und wenn Ihr Schuldner
überdies noch öffentlich gegen Sie aufträte, Sie
unter allerlei nichtigen Vorwänden öffentlich mal-
trätirte, und Jemand öffentlich zur Vertheidigung
ihres Rechtes aufträte, würden Sie dann auch noch
sagen, die Sache sei Privatsache, gehöre nicht vor
die Oeffentlichkeit? Die Professoren haben mehr
wie fünf Thaler eingebüßt, von dem Professor Ach-
terfeldt wissen wir es, daß ihm die Verweigerung
der Unterschrift, daß Hermes ein schlechter Mensch
gewesen, jährlich wenigstens eintausend Thaler kostet.
Ein so gutes Recht Sie auf Ihre Forderung, ein
so gutes Recht Sie auf Ihr Haus und Hof, kurz,
so gut Sie ein Recht auf Ihre beweglichen und
unbeweglichen Besitzungen haben: eben so gut haben
die Professoren Braun und Achterfeldt ein Recht
auf ihre Professuren und die ungestörte Wirksamkeit
in denselben. Wenn die Professoren aber in ihrem

Rechte gestört worden sind, weil sie eine Forderung
nicht erfüllten, welche dem Gewissen widerspricht,
welche in keinem christlichen Staate geltend gemacht
werden darf, sollen sie denn gar nicht befugt sein,
ihr Recht zu suchen? Sollen sie verpflichtet sein,
zu schweigen und als rechtlose Subjekte sich be-
handeln zu lassen?

„Das Ganze reduziert sich also auf eine Geld-
frage“, schrieb ohnlängst ein belgisches Blatt!

Und wenn es sich denn auf eine Geldfrage re-
duzirte, wäre das denn etwas Verächtliches? Hat
der Erzbischof von Droste nicht die ihm von
12000 Thalern in Abzug gebrachten Gelder für
sich in Anspruch genommen? Und warum hat er
dies gethan? Weil er glaubte, ein Recht darauf
zu haben. Und wenn Sie in dem gesetzten Falle
Ihre Forderung von fünf Thalern durch alle In-
stanzen mit großer Mühe und unendlich größeren
Kosten, als das Kapital selbst beträgt, nachsuchten,
wäre es auch da noch eine Geldfrage, oder wäre
es nicht vielmehr die Frage nach dem Rechte?
Das Recht aber muß jedem Bürger heilig sein,
das Recht ist es, dessen Heiligung den Staat
erhält, dem Staatsbürger Ruhe und Würde ver-
leiht und dem Staate Achtung und Stärke gibt.
„Rechtlosigkeit“, sagt der Abgeordnete Tafel in
der bayerischen Kammer, „Rechtlosigkeit bezeichnet
den höchsten Grad des Unglücks eines Volkes, Gleich-
gültigkeit dagegen die tiefste moralische Erniedrigung.
Gerechtigkeit erhöht ein Volk, Unrecht ist
der Leute Verderben. Achtung und Wahrung
des Rechtes und Mißbilligung des Unrechtes, Pro-
testation gegen die Verletzung der Rechte, seien es
eigene oder fremde, sind immer am rechten
Orte.“

Wer also wird Jemand die moralische Erniedrigung
zumuthen, sich sein Recht ungestört beugen
zu lassen, wer wird es strafbar finden, wenn Der-
jenige, der in seinem Rechte gekränkt zu sein glaubt,
sein Recht mit allen Mitteln sucht, welche Moral,
Verfassung und Ehre gestatten? Wer wird es für
unerlaubt halten, wenn mein Recht öffentlich an-
gegriffen wird, das Recht auch öffentlich zu ver-
theidigen? Der Staat hat nie darauf gesehen,
woher der Angriff auf das Recht geschehen; er
kann es nicht, ohne sich selbst aufzugeben, mag der
Angriff kommen, woher er will. Wird der Angriff
das erste Mal nicht zurückgetrieben, so wird er immer
weiter gehen, und er wird zuletzt keine Schranken
mehr kennen, und das ist es, wodurch der Angriff
auf das Recht eines Einzelnen zum Angriffe auf
das Recht Aller wird.

Sallust erzählt in seinem Catilina, die La-
cedämonier hätten, nachdem sie die Athener besieg-
t, dreißig Männer angestellt und diesen die
Regierung übertragen. Diese hätten Anfangs jeden
schlechten und allgemein verhassten Menschen ohne
weiteres Urtheil hinrichten lassen. Das Volk habe
sich darüber gefreut und habe gesagt, so sei es recht.
Später aber, als die Lizenz allmählich zugenommen,
hätten sie gute und schlechte Menschen, ohne Unter-
schied, nach Belieben umgebracht, die Uebrigen aber
hätten sie durch Furcht im Zaume gehalten. So habe
der durch Sklaverei unterdrückte Staat für seine thö-
richte Freude schwer gebüßt. Als zu unserer Zeit,
fährt Sallustius fort, der Sieger Sulla den Da-
masippus und Andere, die auf Unkosten des Staates
mächtig geworden waren, hinrichtete: wer hat
da dieses Verfahren nicht gelobt? Man sagte, diese
lasterhaften und aufrührerischen Menschen, welche

durch Unruhen den Staat zerrüttet, seien mit Recht
hingerichtet worden. Aber dies war der Anfang
einer großen Kalamität. Denn wenn Jemand das
Haus oder die Villa, oder gar ein Gefäß oder ein
Kleidungsstück eines Andern begehrt, so bemühte
er sich, denselben in die Zahl der Proskribirten zu
bringen. So wurden also Diejenigen, welche sich
über den Tod des Damasippus gefreut hatten, bald
nachher selbst in's Verderben gestürzt: und das
Morden hatte nicht eher ein Ende, bis Sulla die
Seinigen alle reich gemacht hatte.“

Sie verweisen, verehrungswürdiger Mann! wie-
derholt auf die Geschichte, und Sie thun recht
daran. Aber auch hier ist Geschichte. Jedes Unrecht
ist in der Regel die Ahnfrau einer großen Nach-
kommenschaft. Die Dreißig, welche die Athener
regierten, hatten wenigstens einen guten Anfang
gemacht, auch Sulla's Verfahren wurde Anfangs
gelobt. Aber wohin hat es geführt? Wohin aber
wird es führen, wenn der Anfang selbst eine Will-
kür, ein Unrecht ist?

„Hier darf Niemand durch:“ rief vor einigen
Jahren der Hüter eines Schlagbaumes, welcher die
Menge von einer Hängebrücke zurückhalten sollte.
Jedermann fand die Vorkehrung ganz billig und
wartete bis zur bestimmten Zeit. Aber Einem ge-
lang es, bei dem Wächter durchzudringen. „Warum
wollen Sie nicht auch mich durchlassen,“ rief ein
Zweiter, „hat denn Jener ein größeres Recht, als
ich?“ „Und warum soll ich hier stehen?“ rief ein
Dritter; „und warum ich?“ rief der Vierte, und
so riefen oder dachten bald Alle unwillig. Alles
setzte sich selbst oder wurde in Bewegung gesetzt,
die Barriere wurde gesprengt, die Ketten der Hänge-
brücke brachen und die Menge stürzte in's Wasser;
man zerfleischte sich gegenseitig, um sich zu retten,
und sehr Viele gingen zu Grunde, weil der Hüter
des Schlagbaumes ein Auge zugedrückt und Einen
durchgelassen hatte.

Wer den Stock in der Hand hat, der schlägt
damit, sagt das gemeine Sprichwort. Es gibt wenige
Reize, denen die Menschen schwerer widerstehen, als
der Reiz, die Gewalt, die wir in den Händen ha-
ben, auch über ihre gesetzlichen Schranken hinaus
zu gebrauchen, und diese Versuchung, wenn sie sieg-
reich wird, ändert die besten Menschen schnell in
Tyrannen um. Jene Jugend, mit der sich Appianus
umgeben hatte, ließ sich durch geringe Vortheile zu
tyrannischen Bestrebungen hinleiten, und Quintus
Fabius, ein vortrefflicher Mann, obgleich er von
der Schlechtigkeit des Appianus überzeugt war, ließ
sich durch Ehrgeiz fortreißen und wurde Appianus
gleich. Die Gesetze sind erfunden worden, um dem
Unrechte zu steuern, aber die Gesetze selbst sind dem
Mißbrauche unterworfen. Jura inventa metu in-
iusti lateare necesse est, sagt der römische
Dichter.

Nehmen wir an, Sie seien Kirchenrath, nicht in
Opladen, sondern in irgend einem Dorfe der
Moldau oder Wallachei, oder auch zu Quirlequitsch
in Sachsen, und verzeihen Sie mir den kühnen
Sprung, mit einem Male von dem alten Rom nach
Opladen hinüberzuspringen — und Sie schuldeten
Ihrem Pfarrer einhundert Thaler. Nehmen wir einen
Fall an, der unter dem jetzigen Pfarrer von Quirle-
quitsch — obgleich ich gar nicht die Ehre habe,
ihn zu kennen — gar nicht möglich ist, nehmen wir
an, der Pfarrer forderte von Ihnen zu den hun-
dert Thalern, die Sie ihm schuldig sind, noch fünf-
zig hinzu, die Sie ihm nicht schuldig sind. Wären

Sie moralisch verpflichtet, Ihrem Herrn Pfarrer auch diese fünfzig Thaler auszahlen? Ganz gewiß nicht. Freilich könnten Sie ihm dieselben um des lieben Friedens willen auszahlen, aber in dem Falle, daß für Sie an dieser Auszahlung eine Infamie klebte, in dem Falle Sie diese fünfzig Thaler ohne Verletzung Ihres Gewissens nicht auszahlen könnten: würden Sie dieselben auch in diesem Falle auszahlen? Nein, diese Frage ist schon eine Beleidigung für einen ehrlichen Mann. Und wenn Sie der Pfarrer aus dem Kirchenrathe stieße, und wenn er Sie der ganzen Gemeinde als Widerspenstigen, als Keger darstellte, würden Sie thun, was der Pfarrer von Ihnen forderte? Nein, diese Frage enthält eine Beleidigung gegen Sie, und ich will sie somit schlechthin nicht erheben haben. Aber das ist hieraus klar, daß Sie mit Nothwendigkeit in diesem Punkte ein Hermesianer und einer der letzten Hermesianer sind! Ah, ich kenne meine Pappenheimer!

Wir können nun schon freier miteinander sprechen.

Das Schicksal der Hermesianer hat aber noch eine andere Seite, welche dasselbe über die Grenzen einer Privatangelegenheit ausdehnt.

Die Wissenschaft muß frei sein, wie die Luft, die wir athmen. Mißverstehen Sie mich nicht; der Gelehrte, der nicht die Wahrheit über alles Andere setzt, der nicht bereit ist, der Wahrheit jede Lieblingsmeinung, jeden äußeren Vortheil, wenn es nothwendig wird, zum Opfer zu bringen, der ist nicht frei. Der Gelehrte, der sich durch Neuerungsucht, durch die thörichte Lust, Aufsehen zu machen, leiten läßt, der Dinge bloß deswegen leugnet, weil sie von Andern geglaubt werden, der nichtigen Zeitinteressen dient, der ist nicht frei, der ist gebunden; er ist ein Sklave, und möchte er sich noch so laut seiner Freiheit rühmen. Nur in der freien Wahrheit ist die wahre Freiheit; der Hüter der Freiheit ist das Gesetz; das Gesetz aber muß Jeden in seiner Freiheit schützen, in diesem Schutz muß er die Gewähr seines Fleisches, seiner Anstrengung haben.

Ohne wissenschaftliche Bildung kann der katholische Klerus in Deutschland seine Aufgabe nicht lösen. Ungebildete oder schwärmerische Geistlichen werden den Pöbel eine Zeitlang in Bewegung setzen und leiten können, aber sie werden die Gebildeten aus der Kirche hinausjagen, und der Pöbel selbst wird sie allmählig verlassen. Wie soll aber die katholische Religionswissenschaft gedeihen, wenn die Lehrer derselben fortwährend angefeindet, verdächtigt, verfolgt werden? Wenn es jedem beschränkten Kopfe, jedem Ränkemacher gestattet wird, sich an den Lehrern der Theologie zu reiben, wenn den Lehrern der Theologie nicht einmal der Schutz gewährt wird, dessen sich jeder Bettler zu erfreuen hat? Wird es noch Männer geben, die ihren Lebensfahn und ihr Lebensglück einem Wasser anvertrauen, auf welchem er durch infernalische Mächte jeden Augenblick in Gefahr ist, umgestürzt zu werden. — Allerdings wird es Solche geben, die diese Gefahren, so lange sie bezahlt werden, nicht scheuen, weil sie mit jedem Winde segeln können, der nach den zweiunddreißig Richtungen der Windrose weht, weil sie ihre natürliche Leichtigkeit, gleich todten Fischen, in allen Stürmen hinaus auf die Oberfläche schleudert. Aber welchen Klerus werden sie bilden? Kann der katholischen Kirche mit einem solchen Klerus gedient sein, der, wie Sailer sagt, Nacht und Nebel mit Stangen vertreiben will, der auf der Kanzel und im Beichtstuhle nicht lehrt, nicht segnet, sondern tobt und flucht, der Niemanden anzieht, aber Alle abstößt, der einzelne Familien oder ganze Gemeinden ärgert, statt sie zu erbauen, der, weil er die Würde seines Berufes nicht kennt, sich in Dinge einmischet, die seinem Amte fremd, seiner Ehre zuwider sind, der bei den Vornehmen kriecht, den Geringeren stolz mißhandelt, der eine Frömmigkeit, die er nicht hat, an sich erheuchelt und an Andern erzwingen will; dem, im günstigeren Falle, wie Friedrich Leopold Stolberg sagt, die Täuschung,

gleich einer glatten Schlange, die sich zwischen Blumen windet, nachschleicht in angenehmen Gefühlen und sanften Nüchternungen, die im Garten der Phantastik ihr Spiel haben, auch wohl an's Herz gehen, nicht aber in's Innere dringen, nicht auf den Willen wirken. Wo eine solche Richtung unter dem Klerus begünstigt, belohnt wird, da werden, wie ein bairischer Staatsmann gesagt hat: „die bessern, stillen, gemäßigten Menschen sich zurückziehen, die thätigen Augendiener aber, die Schwärmer werden aus der Erde hervorwachsen, wie die Pilze!“ Kann der Kirche mit solchen Schwärmern und Pilzen gedient sein?

Kann dem Staate mit einem Klerus gedient sein, der seine Würde, aber auch seine Pflicht nicht kennt, der die Linie, welche die Gebiete der Kirche und des Staates scheidet, nicht sieht, der von jedem Unruhestifter über diese Linie hinausgedrängt werden kann, und jeden Augenblick bereit ist, seine Kanzel in eine Trommel umzuwandeln?

Ich bitte Sie, verehrungswürdiger Mann, diese Bemerkungen unbefangen zu erwägen, und ihren Blick in die Zukunft „des schönen, geliebten Rheinlandes“ zu weiden und sich zu fragen, wie dieses aussehen werde, wenn Schwärmerie an die Stelle der Religion treten würde!

Die alten Römer, die praktischen Meister der Politik, waren überaus nachsichtig gegen Verfehen, welche ihre Feldherren sich mochten zu Schulden kommen lassen. Verfehen der Art, und mochten sie auch noch so groß sein, wurden entweder gar nicht bestraft, oder man bewies den Feldherren, trotz derselben, Ehren, als hätten sie Siege errufen. Das war eine sehr wohl berechnete Politik. Wüste der Feldherr, daß er über jedes Verfehen strenge Rechenschaft hätte geben müssen, so würde er von jeder kühnen That durch allerlei Bedenken zurückgehalten worden sein, es würde ihm dadurch eine Aufgabe, die ohnehin schwer und bedenklich genug ist, nur noch mehr erschwert worden und der Nachtheil würde auf den Staat selbst zurückgefallen sein.

Ich will die Lehrer der Theologie nicht mit Feldherren vergleichen, obwohl der Vergleich nicht so ganz ungeschickt wäre, aber das ist gewiß, daß, wenn Lehrer der Theologie, ohne daß sie irgend ein Delikt begangen haben, ohne gehört worden zu sein, entfernt, die Siege in diesem Felde sehr klein und selten, die Niederlagen aber in der Folge groß sein werden.

„Es ist aber eines der niederschlagendsten Ereignisse, wenn in Kriegszeiten der Kommandirende im Nebel auf seine tapferen Freunde schießen läßt und sie als Feinde behandelt und dadurch selber den Sieg erschwert.“ Dies ist Etwas, was Sailer gesagt hat.

Sie rufen den Streitenden zu: „Ihr Gewissen zu befragen und dann als kluge Männer sich zu fragen, was werden die Fremden, was wird die Nachwelt von uns sagen?“

Ah ja, das Gewissen, das Gewissen ist's, worauf es ankommt! Was aber das Urtheil der Nachwelt betrifft, so werden die Streitenden vielleicht sich nicht einbilden, daß die Nachwelt von ihrem Streite Notiz nehmen werde. Indessen, sollte die Nachwelt die Segnungen des ewigen Friedens, den wir predigen, genießen und Miße haben, sich mit diesen Streitigkeiten zu befassen: so würde es gut sein, wenn sie nicht genöthigt würde, sich zu sagen: das neunzehnte Jahrhundert, welches in allen Winkeln der Geschichte herumgeseht, um irgend eine namhafte Größe zu finden, der es ein Monument errichten könnte, das neunzehnte Jahrhundert, welches sich seines Lichtes gerühmt, hat verdiente, ausgezeichnete Männer, die es selbst lange dafür erkannt, zuletzt und nachdem sie im Grabe gelegen, verfolgt, man hat, selbst „zur Schande der Vernunft, zur Schmach dem schönen, geliebten Rheinlande,“ das Andenken an dieselben zu vernichten gesucht, und damit ja keine Stimme die Wahrheit, ihre Un-

schuld verriethe, haben sich Korybanten oder Cureten zusammengethan, um durch ihr Geschrei jeden Laut der Vertheidigung zu ersticken.

Haben Sie aber die von Ihnen erwähnte Märtyrergeschichte im Fürstenthume Birkenfeld die Vertheidigung des Pfarrers Strouvelle in der Kölner Zeitung gelesen? Der erste Artikel des Herrn Strouvelle war recht gut, aber der zweite? Den haben auch Sie gewiß zu schwach gefunden. Herr Strouvelle scheint zu bald einen Märtyrer fertig zu haben, und könnte leicht am Ende selbst ein Märtyrer seiner Ungeschicklichkeit werden. Es wird gut sein, daß Sie ihm einmal recht zusprechen.

Doch ich schließe für heute, verbleibe aber mit besonderer Verehrung Ew. zc. ganz ergebener

Peter Paul Frank.

△ Der Welthandel.

Siegen, 6. Juni.

Der Orient und der Occident standen seit je in enger Handelsverbindung. Im Alterthum war diese durch die Herrschaft der Römer erleichtert, der Westen und Osten bildeten ein Reich, damals war das mittelländische Meer der Haupthandelsweg, es war mit Schiffen bedeckt. Aber auch nachher dauerte das innige Verhältniß fort, als die nordeuropäischen Länder in den Kreis der Geschichte gezogen waren, und namentlich gingen die Erzeugnisse Asiens entweder über Ägypten oder aus dem schwarzen Meere die Donau hinauf, oder unmittelbar über das Uralgebirge nach den skandinavischen Ländern, oder seit den Zeiten Karls des Großen durch Polen und Böhmen. Diese verschiedenen Handelswege fanden bald einen Mittelpunkt in der Hanse, welche auch die Produkte, die über Italien kamen, in Beschlag nahm und weiter verhandelte. Dies war für die Handelsgeschichte Deutschlands eine glorreiche Zeit; in den Städten des Rheins besonders konzentrierte sich der Handel und Gewerbefleiß, der Wohlstand mehrte sich außerordentlich und immer mehr, als die reichen Patriziergeschlechter, die Welfer, Fugger u. s. w. aufkamen. Denn nun nahm man sich auch mit größerer Energie des Bergbaues an, das Eisen wurde verarbeitet, die deutschen Waffenschmiede erlangten europäische Berühmtheit.

Mit dem fünfzehnten Jahrhundert änderte sich aber der Welthandel. Die Türken drangen in Europa ein und nahmen die untere Donau in Besitz; mit diesem Verlust, den die deutschen Kaufleute erlitten, war überhaupt der Handel nach dieser Seite vernichtet, hätten nicht Griechen und Armenier auch unter den ungünstigen Verhältnissen ausgeharrt; so kam es, daß diese Völker Handelsvölker wurden, wozu sie vorher nicht im Geringsten geeignet zu sein schienen. Aber auf der andern Seite wurde der Seeweg nach Ostindien gefunden, und die Leichtigkeit des Transports der Waaren über das Meer that dem Handel zu Lande einen solchen Schaden, daß für den Augenblick dieser gänzlich vernichtet schien. Fast zu gleicher Zeit wurde Amerika entdeckt; die Erzeugnisse dieses Erdtheils wetteiferten mit denen Asiens, und als nun die ungeheuren Vorräthe von edlen Metallen von dort nach Europa kamen, sank auch der Werth der deutschen Bergwerke und damit nahm die industrielle Thätigkeit ab.

Unter diesen Umständen bemächtigten sich zunächst Portugal und Spanien, dann Frankreich des Welt Handels, der sie jetzt nach Westen rief; im Westen lagen der alten Mythe die Gärten der Hesperiden, den alten Philosophen die unbekannte Insel Atlantis. Jetzt war das Traumreich entschleiert, und nach dem Westen nahmen die Schiffe ihren Lauf. England schloß sich erst allmählig an, seine Schiffe krenzten meist nur an den Küsten. Venedig und Genua, die großen Seestaaten des Mittelalters, folgten noth-

gedrungen dem Zuge nach Westen und wandten sich von dem Verkehr nach den Binnenländern Europa's ab. Die Hanse gerieth in Noth, Kaiser und Reich kümmerten sich nach altem deutschen Brauch nicht um sie, die skandinavischen Mächte hätten die gefährliche Nebenbuhlerin längst gern gedemüthigt gesehen. In ihre Stelle traten die Holländer, stark geworden im Kriege gegen spanische Tyrannei und durch die Natur ihres Landes zur Thätigkeit gezwungen; durch hanseatische Schiffe gewannen sie den Portugiesischen Platz für Platz in Ostindien ab und bemächtigten sich eines Theiles des deutschen Handels durch Besetzung der Mündungen des Rheins und der Schelde. So sanken die Städte des innern Deutschlands, an den nördlichen Küsten und am mittelländischen Meere in ihrer Bedeutung für den Handel und in Reichthum, und dafür rissen die Städte am atlantischen Meere, Lissabon, Antwerpen, Amsterdam den Weltverkehr an sich, und die großen Handelshäuser in Deutschland waren gezwungen, mit ihrem Gelde in Spanien und Holland zu wirken. Endlich erwachte auch Großbritannien aus seinem Schlummer. In alten Zeiten hatten die Briten, vereinigt mit den Isländern, das atlantische Meer, auf welches die Natur sie hinwies, fleißig befahren, dann war ihre Seemacht durch freie Geseze gekräftigt, aber innere Kriege hielten wieder lange die weitere Entwicklung auf. Erst die große Elisabeth gab England einen neuen Schwung, die englischen Flotten erprobten sich im Kampfe mit Spanien, Frankreich und Holland, und herrschten bald auf den Meeren. Englische Ansiedler setzten sich auf der Nordwestküste Amerika's fest, ihr Einfluß breitete sich immer mehr aus, und hier entstand eine neue Welt, indem durch großartige Eisenbahnen und Dampfschiffahrten die unermesslichen Strecken in die nächste Verührung gebracht wurden. Auch im großen Ocean gründete sich England Stationen; von Neu Holland aus durchschnitt es nach allen Seiten die Südsee, überall europäische Kultur verbreitend. Gerade diese Gegend aber scheint von mehreren Punkten aus in den Kreis der Geschichte gezogen zu werden; denn sind die südamerikanischen Freistaaten in sich gesichert, so weist sie ihre Lage mit Nothwendigkeit auf das stille Meer hin, sowie das aus seinem Schlafe aufgerüttelte China die ihm gegebenen Lehren nicht unbenutzt lassen und seine ganz vernachlässigte Seemacht in einen bessern Zustand bringen wird. Oder wäre es nicht möglich, daß durch die Mitte des russischen Reiches hindurch China seine Produkte nach Europa beförderte, in einer Zeit, welche die Schwierigkeiten der Landstraßen durch Eisenbahnen zu besiegen gelernt hat?

Pöblich kann in der Gegenwart der Weltverkehr eine neue Richtung nehmen. Durch die Kraft des Dampfes sind sich, wie die Städte, so auch die Erdtheile näher gerückt, und es wäre eine würdige Aufgabe der Zukunft, die Völker, welche bisher ein abgeschlossenes Leben geführt, durch Dampfschiffe und Eisenbahnen in den Kreis der Kultur zu ziehen. An der Donau zogen vor alten Zeiten die Völker eines nach dem andern hinauf und setzten sich in dem Erdtheile fest; dieser Fluß schien für eine Hauptstraße von dem Schicksal bestimmt zu sein. Ist sie geändert durch die Erweiterung der Schifffahrtskunde, so kann sie vielleicht durch die Mittel der Technik wieder gewonnen werden. Eben in unserer Zeit ist das weite türkische Gebiet an allen Punkten so erschüttert, daß nur ein bloßes Auge die gewaltigen Dinge verkennen kann, welche sich dort vorbereiten. Das Reich in Afrika ist so gut wie von dem Hauptlande losgerissen, und an der Nordküste dieses Erdtheiles bereiten die Europäer eine Niederlassung nach der andern vor. Nicht bloß wird Frankreich von Algier nicht lassen können, sondern es wird auch das marokkanische Kaiserthum, welches in seinem Uebermuth die gerechten Anforderungen Europa's zurückweist, über kurz oder lang zusammenstürzen. Ist dieser westliche Theil erst in Besitz genommen, so wird auch das türkische

Regiment im Osten, das nicht viel besser geordnet ist, dem europäischen Geiste Platz machen. Syrien ist so in sich zerrissen, daß keine Hilfe mehr möglich scheint; Kleinasien liegt im Todeschlummer, und selbst in Europa hat die türkische Regierung nicht mehr Kraft, die Brutalitäten ihrer Unterthanen zu strafen. Dazu hat sich auf dem mittelländischen Meere im neunzehnten Jahrhundert das Seewesen außerordentlich gehoben, und Venedig und Triest haben ihren Verfall begriffen, die österreichische Marine zu vertreten. Der Kaiserstaat Oesterreich scheint aber auch besonders geeignet, die untere Donau zu beherrschen und jenen Gegenden die langentbehrte Ruhe wiederzugeben. Durch eine solche Herrschaft, durch die Anwendung der Mittel zur Erleichterung der Fahrt würde sich der Handel auf dem schwarzen Meere neu beleben und ihm ein Abzugskanal in das innere Deutschland bereitet sein. Wie sehr die Nothwendigkeit erkannt wird, auch von dieser Seite her Asien enger an Europa zu ketten und so die alten Handelswege zu erneuern, das zeigt sich auch neuerdings an dem Beispiele der Engländer, welche die Entdeckungen der Technik anwendend, die alte Straße von Indien über Egypten herzustellen bemüht sind. Auch diese neu erweckte Straße wird für die Seestädte des adriatischen Meeres und damit für Süddeutschland von Bedeutung werden. Aber die Donaustraße bleibt für Deutschland stets die wichtigste, und der Wunsch der gerechteste, daß in den Zeiten der Verwirrung und Aufregung Oesterreich seine Aufgabe, die Interessen des Gesamt Vaterlandes im Südosten wahrzunehmen, nicht vernachlässigen möge.

△ Grün's Vorlesung zu Bielefeld.

Dr. Karl Grün, der vielbesprochene, ehemalige Redakteur der Mannheimer Abendzeitung, verließ Köln, nachdem er dort seine Vorlesungen über Schiller und zuletzt, zum Besten der Schlesischen Weber, über Shakespeares'sche Tragödien gehalten hatte und begab sich nach Schloß Holte, unweit Bielefeld, wohin ihn ein angesehener junger Mann, Dirigent der dortigen Eisenhütte, eingeladen hatte. Bekannt mit den politischen und literarischen Gesinnungen eines großen Theiles der Einwohner Bielefelds, faßte er den Plan, eine westphälische Monatschrift zu gründen, und es ist zu erwarten, daß, sobald Herr Grün von seiner Reise nach Essen und Köln zurückgekehrt sein wird, er diesen Plan in Ausführung bringen werde. Welche Tendenz diese Zeitschrift verfolgen werde, darüber ist in weiteren Kreisen noch Nichts bekannt geworden. Wir wissen nicht, ob sie das Ziel sich steckt, dem eine kleine Broschüre, die wir sogleich besprechen werden, nachstrebt; ist dies der Fall, so kann sie vielleicht nachhaltig auf die Ordnung der materiellen Zustände der Provinz einwirken. Daß eine solche Ordnung aber Noth thut, dringend Noth thut, läßt sich nicht mehr in Abrede stellen. Nichts ist in öffentlichen Angelegenheiten jämmerlicher, als der Optimismus, diese kraffteste Ausgeburt des traffen Philistenthums, welcher Alles immer löblich und gut findet und mit jeder Müge einer Regierungsmaßregel einen Hochverrath zu begehen glaubt. Einer der geeignetsten Distrikte Westphalens war bis vor Kurzem die Grafschaft Ravensberg, und durchreiset man bloß im Fluge diese fruchtbare Gegend, deren weite, grünen Theiler, von schön bewaldeten Bergen eingeschlossen und nach altfassischer Weise mit unzähligen, zerstreut liegenden Häusern übersät sind, sieht man die elegante Hauptstadt der Grafschaft, Bielefeld, ihre stolzen Kaufherrenhäuser, die schönen Villen, die glänzenden Bleichen, hört man von der Stärke der Bevölkerung, daß auf der Quadratkneile 8000 Seelen wohnen, so sollte man noch jetzt in einer der glücklichsten Gegenden des Vaterlandes sich zu befinden wähnen. Indessen die Zeiten des alten Wohlstandes sind vorüber und immer greller wird das

Bild der Noth. Die unselige Handelspolitik hat auch der Industrie der Grafschaft Ravensberg den Todesstoß gegeben. Würde in diese materiellen Verhältnisse die beabsichtigte Zeitschrift eingreifen, so könnte sie, wie gesagt, von erheblichem Nutzen sein, sie würde noch lange genug, wahrscheinlich auf Das, was Noth thut, aufmerksam machen müssen. Vorläufig veranlaßte die Noth der Spinner im Ravensbergischen Herrn Grün zu einer Vorlesung zu ihrem Besten. Dieselbe wurde am 28. April vor einer auserlesenen Gesellschaft gehalten und lieferte einen Ertrag von 100 Thlr. Sie ist so eben in Bielefeld gedruckt erschienen, und da sie manchen Lesern dieses Bl. wohl noch nicht bekannt geworden ist, beeilen wir uns, den Gang der Rede, deren Thema „über wahre Bildung“ ist, mitzutheilen. Wir beschränken uns, so anregend die Rede auch gewesen ist, und auf der einen Seite unbedingte Lobredner, auf der andern bestige Gegner gefunden hat, aus Gründen, die sich hier nicht weiter entwickeln lassen, auf ein bloßes Referat.

Bildung, so beginnt Herr Grün, ist überhaupt die gesellschaftliche Blüthe der Staaten, Bildung ist Kulturbüthe; sie ist Resultat und Fruchtkeim zugleich, Frucht und Samen in Einem. Aus den Sitten bilden sich Geseze, die Geseze fördern das freie Staatsleben, die Festigkeit des Ganzen bei der Freiheit des Einzelnen; und diese Harmonie wölbt wieder den schützenden Baldachin über Kunst und Wissenschaft, so wie über die schönste aller Künste und Wissenschaften, über die Kunst des gesellschaftlichen Verkehrs. Diese drei aber machen historisch die Bildung einer Nation aus. Wahre Bildung besteht in der Bethätigung aller edeln Kräfte des freien Individuums. Um das freie Individuum herzustellen, bedarf es aber der freien Gesamtheit des wahrhaften Staates; denn der wahrhafte Staat ist die wahrhafte Freiheit. Die höchste Kulturbüthe, die gesellschaftliche Bildung, die wahre Kunst, die wahre Wissenschaft, die wahrhaft künstlerische Geselligkeit ist nur in einem freien Staate möglich. Unter diesem Gesichtspunkte kann man mit historischer Gerechtigkeit behaupten, daß wahrhafte Bildung nur ein einziges Mal in der Geschichte der Menschheit vorhanden gewesen ist; die bedingungsweise vollkommenste Bildung, die nach der damaligen Höhe der Entwicklung ausführbare. Diese wahre Bildung finden wir in Griechenland. Namentlich Athen war die Stadt der vollendeten Form, der Harmonie zwischen Geist und Natur. Der Geist war hier nichts Getrenntes, sondern die Blüthe der Natur; man konnte dort den rohen Stoff nicht anders auffassen und denken, als in der Alles erklärenden Form, mit dem Auge der Schönheit. Dieser Rhythmus, dies unverwundbare Gefühl für Ebenmaß spricht sich in allen Lebensäußerungen des griechischen Volkes aus, im Gedichte, wie im Götterbilde, in den Reden der Volksmänner und den Abhandlungen der Philosophen, in den Volksversammlungen, in den Übungsplätzen der Jugend, bei den Gastmählern der Erwachsenen. Hier war kein Zwiespalt, kein Unglück, keine Sehnsucht. Griechenland ging unter, weil es weder das Herz, noch den denkenden Geist ergründet hatte. Das Weib hatte an der griechischen Bildung keinen Theil, das Weib aber ist Repräsentant des Herzens. Sokrates zerstörte das ruhige Sein der Götter und zeigte, wie sie als menschliche Gedanken und Gefühle im menschlichen Bewußtsein entstehen und leben. Sokrates starb am Giftbecher, aber das griechische Leben ging rettungslos scheitern.

Von jetzt an hat die Weltgeschichte keine wahre Bildung mehr aufzuweisen. Sie hat keine Epoche mehr gehabt, worin alle menschlichen Kräfte gleichmäßig ausgebildet gewesen wären, keine Epoche der Harmonie, keinen Staat mehr, der sich zum Träger des wahrhaft Menschlichen, der freien schönen Individualität gemacht, der sein eigenes Prinzip gerade auf die Freiheit der Persönlichkeit, der harmonischen Persönlichkeit gegründet hätte. Die über

der Menschheit warf sich in lauter Abstraktionen auseinander, Abstraktionen voller tiefen Energie, welche in ihrer Erledigung dem Ganzen zu Gute kommen, die aber, eben weil sie Abstraktionen, Einseitigkeiten waren, keine wahrhafte Bildung, kein künstlerisches, plastisches Menschentum mehr aufkommen ließen. Die Weltgeschichte wußte, was sie that; das Ideal, welches nach dem Griechischen zu realisieren war und noch immer zu realisieren steht, war etwas so unendlich Großes, Hohes, Vollkommenes, daß es sich wohl der Mühe lohnte, mehrtausendjährigen Schweiß und Kampf auf sich zu nehmen, um nur endlich zum Ziele zu gelangen.

Die erste Einseitigkeit war die römische. Rom kannte nur den Zweck der Weltherrschaft, die erste rohe Andeutung der Weltbürgerschaft. Alles diente dem römischen Ehrgeiz, die Tugenden und die Literatur; an die Götter glaubte Niemand, man brauchte sie nur. Als die Persönlichkeiten hervortraten, da stürzte Rom über seine eigenen thönernen Beine. Dann kam die christliche Bildung. Das Gemüth hebt Welt und Wirklichkeit auf und erbaut sich ein jenseitiges Reich. Das Mittelalter war die Zeit der Unnatur, der Unmenschlichkeit; nur das Gefühl, das sich selbst vergötternde Gemüth beherrschte die Welt, aber alle andern geistigen Kräfte ruhten, der zergliedernde und ordnende Verstand, die menschliche Phantasie, die Ideeengebärdin Vernunft. Es gab keine acht menschliche Bewegung, keine wirkliche Philosophie, Kunst und Literatur, sondern nur eine Bewegung phantastischer Gemüther, eine Scheinphilosophie, eine Traumkunst, eine Literatur, welche die Bestrebungen des Gemüths wieder abspiegelte. Ueberall Zwiespalt. Staaten, Fürsten, Kaiser — was waren sie gegen Kirche, Bischöfe, Papst? Was ist die Liebe, dieser ächte Prüfstein wahrer Bildung? Sie ist nicht das Gefühl des wahren und vollen Besitzes, des Habens und Genießens im Geiste und im Fleische zugleich, sie ist die Dual der Sehnsucht nach dem Jenseits. Die Schönheit des geschlechtlichen Verhältnisses bestand diesen Menschen in der Dauer seiner Unerfülltheit. Da mußten Ritter besiegt, so viele Feinde erlegt, so viele Pilgerfahrten ausgeführt werden, bis man die Geliebte verdient hatte. Unterdeß konnte die Geliebte verzweifeln, eine falsche Todesnachricht in Erfahrung bringen; sie nimmt den Schleier, sie läßt sich einkleiden. Jetzt ist der Liebesbegriff dieses Zeitalters erst auf seiner wahren Höhe angelangt; der Liebende, der siegestrunken heimkehrt, unendliche Sarazenen erschlug, beharrt jetzt erst recht in seiner Sehnsucht; er siedelt sich dem Kloster gegenüber an, er läßt sein ganzes Geschäft darin bestehen, unverwandt nach der Zelle der Geliebten hinzuschauen, bis man ihn, den Helden, eines Morgens todt findet, nach dem Fenster noch das bleiche, stille Antlitz sah. Und diese Jenseitigkeit wird noch überboten. Für die rechte Braut gibt es nur Einen Bräutigam, das ist Christus, nur Ein Hochzeitsbett, das ist der Sarg, die Brücke zur ewigen Seeligkeit. Die ganze schöne Erde ist nur ein Jammerthal; wir leben hier nur noch im Glauben, dort, jenseits soll geschaunt werden. Alles hienieden ist Nichts. Die Poesie ist ein Schmachten, ein feierliches Symbolisiren der Geheimnisse Gottes, die Dome sind Nichts als Angstseufzer der Sehnsucht; platt seufzt die Plastik aus den Sandstein-Mißgeburten dieser Zeit heraus. Das Mittelalter war die großartigste Verirrung der Menschheit, die Schwärmerei der Jünglingsperiode, die einmal zeigen sollte, welche Tiefe des Gemüths in der Menschheit verborgen läge.

Dagegen mußte rebellirt werden. Es traten vier Empörer auf, Luther, Raphael, Shakespeare und Spinoza. Luther befreite das Selbstbewußtsein, er erklärte den inwendigen Menschen für frei, er gab ihm das Recht, sich selbst die Stätte des Heils zu suchen, und Raphael ist der Vernichter der Jenseitigkeit, seine Madonnen sind irdische Madonnen, wirkliche, bezaubernde Mädchen. In Shake-

speare jubelt und jauchzt die freie Persönlichkeit durch alle Dur- und Mollakorde hindurch; hier ist die Welt des Jenseits, des Fatums und des Himmels und der Hölle heruntergestürzt in des Menschen Brust; das Schicksal der Alten ist hier in's Gewissen eingekehrt. Jeder trägt sein Strafmaß wie das Maß seines Lohnes mit sich selbst herum, und Jeder ist berechtigt, sich auszuwirken und seine Bestimmung auf eigene Faust auszuführen. Der Gedanke trat in reiner Unabhängigkeit hervor, durch Spinoza, welcher die ewige Einheit Welt lehrte; die Welt ist ihm eine Diesseitigkeit, das wahre Leben ist ein volles, Eines, ungetrenntes; die Wirklichkeit, die tiefer ergründete, ist die Stätte des tiefer ergründeten Geistes. Alle wahre Philosophie der neuen Zeit stützt sich auf Spinoza.

Aber noch steuerte das schwere Schiff des Mittelalters, wenn auch im Sturme, und die St.-Elmsfeuer einer neuen Weltansicht schienen fast zu erlöschen in den schwarzen Wolken des Himmels. Die französische Nation blies diese Mastlichter zu größerer Helle an, zu einem Morgenroth der Weltbeleuchtung, der Aufklärung. Die Bildung von Versailles war aber eine exklusive und ermangelte der Kritik. Das achtzehnte Jahrhundert lehrte die Hälfte des alten Schuttes weg; die französischen Philosophen schlugen auf den mittelalterlichen Staat, die Adels-wirtschaft, die despotische Willkürherrschaft, den festgewordenen Katholizismus, die Leib- und seelenvernichtende Erziehung los. Die Natur, der ewige Organismus wurde wieder zu Ehren gebracht; Alles rief nach der Natur, wie nach der verlorenen Mutter. Das war eine gewaltige Zeit. Dann tönte in die so vorbereitete Menschheit die Frage hinein: „Was ist der dritte Stand?“ und das ganze Frankreich erhob sich wie Ein Mann und antwortete wie aus Einem Munde: Das ist der dritte Stand, der Bürgerstand. Weg mit den Privilegien und Monopolen, geht und Freiheit und Recht für Alle!

Die politische Freiheit wurde das Panier, die neue Religion der Menschheit. Freiheit innerhalb des Gesetzes und Gleichheit vor dem Gesetze das war der Wahlspruch. Deutschland erhob sich im philosophischen Gedanken in Kant und Fichte zu dieser Höhe, sie sind Revolutionsmänner, wie die Nationalversammlung und der Konvent. Die Restaurationsperiode war schnell überwunden. Zum zweiten Male zuckte der Wetterstrahl bürgerlicher Freiheit durch die alte Europa hindurch, zündete hier und zündete dort, im Ganzen scheinbar ohne Erfolg. Allein an diese Aufregung der Geister sollte sich etwas unendlich Höheres und Tieferes anknüpfen, als ein politischer Enthusiasmus; es hegte etwas Neues, noch nie Dagewesenes. In Deutschland schloß sich dem großartigen Hegel'schen System, das den Schlüssel zur Betrachtung aller Vergangenheit allererst geschmiedet hatte, eine Reihe tüchtiger Kritiker an, welche in höherer Potenz, ein ganzes Stockwerk höher, die Arbeit der französischen Philosophen wieder aufnahmen und mit einer unerhörten Schärfe und Kühnheit der Kritik die ganze Vergangenheit, vom Sturze der antiken Welt an, in ihre feinsten Atome zerbröckelte und zerstaubte, welche nicht nur gegen die politische Tradition einen radikalen Protest einlegte, sondern auch gegen die religiöse Tradition und gegen die sozialen Zustände; die politische Opposition sank zur Nebensache herab, die bloß politisch Liberalen wüßten man bereits zu den Konservativen. Dabei traten in Frankreich die neuen Sozialtheorien auf. Man sah den Zwiespalt überall und sah die Nothwendigkeit ein, der Menschheit in denjenigen Zustand zu verhelfen, worin die neue Bildung, die wahre Bildung ihre Stätte haben sollten. Es heißt jetzt: Was ist der vierte Stand? Antwort: Das Proletariat! der Sozialismus ist das Alles bezeichnende Wort für die neue, wahre Bildung. Bisher haben wir nur niedergedrückt, zerstört, vernichtet, ausgeräumt, Schwerterklang war unsere Lust, wir schufen Disharmonie, oder vielmehr, wir zeigten sie auf, überall, wo sie war, und sie war überall; aber es

wird eine Zeit der Gestaltung, der Schöpfung kommen, der Bildung, das ist die Zeit des Sozialismus.

Welches politische Ideal kann die Armuth aufheben, den Pauperismus ertöden, die Abhängigkeit der Nichtbesitzer von den Besitzern tilgen, das Verbrechen aus der Welt schaffen? Wo ist größere Abhängigkeit, als in Nordamerika, wo der Geldgott mit seinen Heiligen: Diebstahl, Schwindel, Ver-zweiflung, herrscht? In England hängt der reichste Lord von seinen Pächtern und Ackerpächtern, der Arbeiter von der Laune seines Herrn, diese von einem Börsengerücht ab. Wie kann man von der Bestimmung des Menschen reden, so lange nicht Alle Menschen sind, welche die Natur mit dem Anrechte dazu schuf? Was weiß man bis jetzt von einer Menschengeschichte, in welcher Alle mit eingreifen in den großen, schönen, stolzen Organismus, worin alle Menschenkräfte auf- und niedersteigen und sich die goldenen Eimer reichen? Die Geschichte war bisher nur ein ewiger Krieg, und zwar wesentlich ein Krieg der Glücklichen, der Habenden gegen die Unglücklichen, Nichthabenden, mögen diese Bauern, Leibeigene, Sklaven, Proletars heißen. Die Geschichte ist gemacht worden in sozialer Sklaverei, in Abhängigkeit vom Besitze; es gilt jetzt sie zu machen in sozialer Freiheit und Unabhängigkeit, in Herstellung des wirklich freien Ich.

Zum Andern stößt sich jedes politische Ideal den Kopf ein an dem Wesen und der Bestimmung des weiblichen Geschlechts. Das Weib war in der ganzen Vergangenheit ein eben so arger Sklav, als Helot und Neger nur je gewesen. Es wird gekauft und bleibt abhängig vom Mann; läßt es sich loslösen von der Tyrannei auch des besten Mannes, so ist es Sklave geworden jeder Kleinigkeit der öffentlichen Meinung. Auch in den zu zählenden Ausnahmefällen bleibt die Frau Sklavin, denn sie ist die Frau eines Sklaven zerstörerischer Ideen, des Geldes, des Besitzes. Daher der stille Senfzer edler Frauen, daher der schmerzlich reizende Zug um ihre Lippen. Die Frauen haben eine Ahnung der bessern Welt, sie sind zu einer hohen, menschheitlichen Rolle bestimmt im Leben der Harmonie. Unter diesem Maßstabe sinkt die ganze Vergangenheit mit ihren Sklavenweibern, Griechenland voran, in das Nichts zusammen.

Die Politik kann die Arbeit nicht organisiren, sie will das Armenwesen verbessern; aber am Armenwesen ist Nichts zu flicken, sondern es muß aufgehoben werden; daß Armuth besteht, ist eine Schande für die Menschheit. Alle arbeiten und Alle genießen; die Natur muß in Harmonie treten mit den Arbeitsneigungen der Menschen. Die Organisation der Arbeit ist die Kunst, die Gleichung im Einzelnen zwischen Neigungen und der zu verrichtenden Arbeit in Bewegung zu setzen. Diese neue, wahre Bildung wird die Trägerin eines bis jetzt noch ungeahnten Lebens werden, eine neue Poesie, eine neue Malerei, Skulptur, Architektur wird erstehen; die neue Geselligkeit aber wird das Leben selbst sein, dessen Dasein schon Poesie bilden wird. Alle Kräfte der Menschheit werden vorhanden und in Thätigkeit sein, die alten im Dienste der Ordnung, die neuen unerwartet groß und schön, das Ganze Eine Harmonie. Dann ist der vollständige Gegensatz geliefert zur Welt der Jenseitigkeit, dann existirt die volle, unendliche Diesseitigkeit, dann ist Himmel und Hölle nur im Bewußtsein des denkenden Menschen, die Religion mit ihrem jenseitigen Himmel hienieden in tastbarer Wirklichkeit, dann hat alle Sehnsucht ein Ende, denn das Leben ist die stets spannende Erfüllung der Sehnsucht. Dies ist das Ziel des Sozialismus.

Zur Literatur und Unterhaltung.

* Eduard Westburg,

die Verschwörung der Söhne Oldenbarnevelds.
(Fortsetzung.)
Fünftes Kapitel.

Raum hatte der Schlaf Eduards Auge geschlossen, als sein, durch die Erlebnisse des Tages aufgeregter Geist sich durch bange und finstere Träume geschäftig erwies. Alles, was ihm an diesem Tage begegnet war, Personen, deren Bekanntschaft er gemacht, Worte, die er gehört, Dinge, die er gesehen hatte, Alles durchkreuzte im Schlafe in verworrenen Bildern seinen Geist. — Es kam ihm vor, als befände er sich mit allen Mitverschworenen in einem reichen orientalischen Palaste, um einen Fürsten zu ermorden! alle Degen waren bereits gegen dessen Brust gezückt, und bloß brauchte er ein Zeichen zu geben und — der Fürst war nicht mehr; schon hob er die Hand auf um das verhängnisvolle Zeichen zu geben, als zwei große Flügelthüren sich aufthaten und der verummumte Fremde mit einem höllischen Lächeln im Gesicht eintrat, den Fürsten in seine Arme nahm und ihn den Waffen der Verschworenen entrückte. „Ihr seid Alle des Todes schuldig,“ brüllte er, „und sollt alle sterben!“ und als er darauf das Haupt nach Eduard wandte, erkannte dieser erschreckt das Gesicht des Fremden, — es war Dubois.

Dann kam sein Geist etwas zur Ruhe, aber nur für eine kurze Zeit. Bald dünkte ihm, er sitze in einem finstern Kerker; schwere eiserne Ketten drückten ihm Hände und Füße; schrecklich war Alles, was ihn umringte. An seinem Kerker war ein großes Fenster, durch welches man auf einen freien Platz sah, auf welchem Tausende von Menschen ein Schaffot umringten, auf welchem die Verschworenen enthauptet wurden. Jeden Augenblick hörte er den Scharfrichter an die Thüre eines der Verurtheilten klopfen, worauf dieselbe geöffnet und die Unglücklichen nach dem Hinrichtungsplatze geführt wurden. Schon hatte er Alle diese furchtbare Strafe erleiden sehen, als er bemerkte, daß er und Dubois, der sich mit ihm in demselben Kerker befand, noch allein von den Verschworenen übrig waren. Nun sah er, wie der Scharfrichter das Schaffot verließ, um auch ihn abzuholen; Angstschweiß quoll ihm aus allen Gliedern, und indem er seine Ketten furchtbar schüttelte, rief er Dubois zu: „Wir müssen sterben; wißt Ihr kein Mittel, uns zu retten?“

„Ja,“ brüllte dieser, mit den Ketten rassend, „ja, aber ich will es nicht sagen, ich will sterben und Euch in meinen Fall mitreißen!“ und brach dann in ein so wildes Gelächter aus, daß das ganze Gewölbe davon widerhallte, als plötzlich Elisabeth im Kerker erschien, seine Fesseln eben nur anrührte und sie ihm abnahm. — „Flieh! steige durch's Fenster!“ flüsterte Elisabeth ihm zu: „Eile! Hör, man klopft schon an die Thüre Deines Gefängnisses, man kommt Dich abzuholen, flieh!“ — In der That hörte er das verhängnisvolle Klopfen; mit der Schnelligkeit eines gejagten Reh's stieg er in's Fenster, als Dubois aufsprang und ihn an den Bein fasste, „Rein!“ brüllte derselbe, „Du sollst nicht fliehen! Du sollst sterben! Hör!“ — Jetzt wurde gewaltsam an die Thüre geklopft, Dubois zog an ihm mit solcher Gewalt, daß er die Fensterpfosten, die er mit Todesangst umklammert hatte, losließ, mit einem erschrecklichen Falle auf den Boden seines Gefängnisses stürzte und — erwachte.

Er war vom Stuhle herabgesunken und lag auf dem Boden seiner Stube. Sein Traum war so deutlich und lebhaft gewesen, daß er einige Augenblicke zweifelhaft war, ob er sich wirklich in dieser traurigen Lage befände, die wir eben beschrieben haben, oder ob es bloß ein Spiel seiner aufgeregten Phantasie sei. Endlich sprang er auf, und jetzt bemerkte er, daß er auf seinem Stuhle in Schlaf versunken war; allein, was ihn am Meisten verwunderte, war, daß er das Klopfen, welches ihn wäh-

rend seines Traumes so sehr geängstigt hatte, noch immer hörte. Er öffnete die Thüre seines Zimmers. Er sah Nichts, aber das Klopfen dauerte noch fort. Weit entfernt, abergläubisch oder furchtsam zu sein, noch an Gespensterspuk zu glauben, schlug ihm doch das Herz hörbar, als er sich deutlich bei'm Namen rufen hörte. „Westburg! Herr Westburg!“ hörte er von einer leisen, aber tiefen Bassstimme rufen. — Dann war es wieder einen Augenblick stille, und schon begann er über seine Einbildung zu lächeln, als das Klopfen von Neuem anfang und er deutlich die Worte vernahm: „Deffnet doch, Herr Eduard Westburg, um Gottes willen öffnet!“ Nun war es keine Einbildung, kein Traum mehr, sondern eine unleugbare Wirklichkeit. Er faßte jedoch Muth, ergriff das Pistol, welches er bei sich behalten und auf einen Stuhl vor seinem Bette gelegt hatte, und rief: „Wer Ihr auch sein mögt, der da meinen Namen nennt, kommt zum Vorschein!“

„Gott sei Dank, daß Ihr noch wach seid,“ flüsterte die Stimme; „aber ich bitte Euch, sprecht nicht so laut; Ihr werdet die Leute wach machen! Deffnet das Fenster, ich muß Euch sprechen, ich muß Euch vom Rande des Verderbens zurückziehen, ich muß Euch retten!“

Eduards Zimmer lag im untern Stockwerke und die Fenster waren, wie man sie an alten Gebäuden wohl auch jetzt noch findet; die Scheiben nämlich waren in Blei gefaßt, und es waren Fensterladen angebracht, die nach außen offen gingen und inwendig verriegelt wurden. Es kam ihm vor, als ob an diesen Laden geklopft würde. Sie zu öffnen, würde nicht rathsam gewesen sein, bevor er wußte, wer es war, der sich auf eine so sonderbare Weise und zu einer so späten Stunde anmeldete.

„Wer seid Ihr?“ fragte Eduard, indem er an das Fenster trat.

„Euer Freund!“ war die Antwort.

„Das ist mir nicht genug; nennt mir Euer Namen!“

„Das kann ich nicht;“ antwortete die Stimme, „ich habe viele Namen, aber unter welchem ich Euch bekannt bin, weiß ich nicht.“

„Ich lasse keinen Unbekannten ein!“

„Ich bitte Euch, öffnet mir und laßt mich mit Euch sprechen; laßt mich ein, oder Ihr seid rettungslos verloren. Schon einmal gelang es mir, Euch aus den Stricken der Bosheit zu retten; ich will mein Werk vollenden. Ich bin der Fremde, der Euch im Busch befreit hat.“

Rasch schob Eduard die Kiegel des Ladens zurück, öffnete denselben behutsam mit einer Hand und hielt mit der andern dem Fremden das Pistol vor die Brust. Sobald er ihn aber erkannte, rief er ihm zu: „Steigt herein; Ihr seid einmal der Retter meines Lebens gewesen, Euch vertraue ich mich!“

„Ihr werdet allerdings erstaunt sein, mein Herr,“ begann er, „daß ich Euch zu einer so ungewohnten Stunde und auf eine so auffallende Weise besuche, doch will ich Euch Alles erklären.“

„Ich hatte Euch, als wir auseinander gingen, in dies Haus treten sehen. Ihr hattet mir diesen Abend Mitleid eingestößt, ich kam zufällig an diesem Hause vorbei, und als ich noch Licht in diesem Zimmer erblickte, rief mir eine innere Stimme zu: Rette ihn! Und als ich mein Ohr an den Laden hielt, hörte ich Euch sprechen und glaubte zu bemerken, daß Ihr es im Traume thätet, da Niemand Euch antwortete und Euer Worte ohne Sinn und Zusammenhang waren. Bei meinem wiederholten Klopfen scheint Ihr endlich erwacht zu sein, und nun danket Gott, daß er mich zu Eurer Rettung hieher gesandt hat, und sprecht leise, damit Niemand durch unser Gespräch aufgeweckt werde und uns höre.“

„Ich verstehe Euch nicht,“ sprach Eduard; „schon mehrere Male habt Ihr das Wort Rettung ausgesprochen, und ich sehe auch nicht die geringste Gefahr aus der ich der Rettung bedürfte.“

„Nicht? Denkt Ihr nicht mehr an die furchtbare

Verschwörung, in welche Ihr verwickelt seid, und was für eine Strafe Euch erwartet, wenn sie entdeckt wird?“

„In diesem Falle würdet Ihr mich doch nicht retten können,“ versetzte Eduard, „denn Ihr selbst seid ja mitschuldig der That und eben so strafbar, als ich.“

„Nicht für mich fürchte ich,“ entgegnete Kroonenburg, „sondern für Euch. Wird das Wagniß stück entdeckt, was gewißlich geschehen wird, dann wird man mich ergreifen und mein Haupt wird fallen, das weiß ich recht gut. Ich werde nicht durch Flucht zu entkommen suchen, denn ich will sterben und suche den Tod; aber Ihr,“ fuhr er fort, indem er Eduard wehmüthig anblickte, „Ihr, die Ihr noch Eltern habt, welche Euch lieben, ja der Ihr vielleicht durch die Bande der Liebe gefesselt seid, Ihr sollt, Ihr dürft nicht sterben! Ich will Euer jugendliches Haupt nicht fallen sehen, ich will Euch Euer Eltern.“

„Haltet ein!“ rief Eduard; „ich habe keine Eltern, ich setze aber Vertrauen in Euch, mein Herr. Euer edler Blick, Euer graues Haar sind mir Bürge, daß Ihr mich nicht hintergehen werdet, und daß Euer Absichten mit mir aufrichtig sind; aber meine Eltern.“

„Auch Euer Freunden will ich den Schmerz ersparen, Euch durch des Scharfrichters Hand fallen zu sehen, und wie kann das Loos der Mitverschworenen ein anderes, wie kann die Entknüpfung dieser Verschwörung eine andere sein?“

„Wie!“ rief Eduard, „steht die Sache denn so schlecht?“

„Schlechter, als Ihr denkt,“ war die Antwort, „oder vielmehr sie hat nie gut gestanden. Die Verschwörung wird entdeckt werden, das ist gewiß, zweifelt nicht daran. Dann werden mit mir Alle, welche Theil daran genommen haben, fallen, und unser Fall wird erschrecklich sein.“

„Aber warum steht denn die Sache so schlecht? Gebt mir, ich bitte Euch darum, gebt mir Euer Gründe an; sagt mir: Sind wir bereits verrathen?“

„Nein,“ antwortete Kroonenburg, „aber bald werden wir es sein. Ihr fragt nach den Gründen, warum ich das glaube? Ich will versuchen, es Euch zu erklären.“ Und indem er sich dicht neben Eduard gesetzt hatte, fuhr er fort: „Was kann man wohl von einem Anschläge erwarten, wie der, worin wir verwickelt sind? Wer sind die Häupter, und wer die Theilnehmer? Die Herren von Oldenbarneveld und der Herr van der Dussen sind die einzigen Männer von Gewicht, welche bei der Sache theilhaftig sind. Die Andern, was für Leute sind das? Unglückliche, die ihres Amtes entsetzt sind und dasselbe bei einem Regierungswechsel wieder zu bekommen hoffen; — Männer, deren einzige Triebfeder zu dieser That niedriger Eigennutz ist. Ich spreche hier nicht von den Söhnen des Advokaten und ebensowenig von Herrn van der Dussen, sondern von Slatius, Parthy und Andern, lauter Menschen, die Nichts zu verlieren haben. — Diese Verschwörung, mein Freund, ist ausgedehnter, als Ihr denkt; zu Rotterdam und an andern Orten hat sie Zweige getrieben. Viele, sehr viele Menschen sind hinein verwickelt, ohne selbst zu wissen, zu welchem Anschläge sie sich verbunden haben. Wie leicht mag Einer von Ihnen die Sache an's Tageslicht bringen, wie leicht Einer von denen, die man zur Ausführung des Mordes erkaufte hat, aus Hoffnung auf große Belohnung uns verrathen, da uns die Mittel abgehen, sie durch Schätze zu zwingen; denn das Nöthigste zu solchen Handlungen und zu einer solchen That ist Geld. Ihr werdet auch bereits bemerkt haben, daß der Vertrag, den Ihr diesen Abend unterschreibt, auch die Bedingung enthält, daß Ihr Euer Vermögen opfern wollt. Jetzt habe ich Euch die ganze Sache offen gelegt und gesucht, Euch, so viel als möglich, die Gefahr erkennen zu lassen, worin Ihr und wir Alle uns befinden, und wünsche so gesprochen zu

haben, daß Ihr jetzt, wo es noch Zeit ist, von uns zurücktretet. Die Gefahr ist groß; ich bitte Euch, kehret zurück und schenkt mir das selige Gefühl, einen Menschen vom Verderben gerettet zu haben."

"Die Gefahr ist allerdings groß," versetzte Eduard nach einigem Nachdenken, "und wenn der Anschlag entdeckt wird, dann gibt es nur eine schwache Hoffnung für uns."

"Und das ist?" fragte Kroonenburg.

"Gnade des Prinzen Mauriz," war die Antwort.

"Bei ihm? Hoffet Ihr Gnade von dem Prinzen?" rief Kroonenburg, "dann sage ich Euch, daß Euer Hoffnung eitel ist. Denkt Ihr, er werde Euch um euerer Jugend willen verschonen, dann irrt Ihr gar sehr. Er, der das Greisenalter zum Tode führen sehen konnte, wird der Jugend nicht schonen!"

"Aber wir haben doch einen Fürsprecher?"

"Und wer sollte das für Mörder sein wollen?"

"Des Prinzen Bruder, Friedrich Heinrich," gab Eduard zur Antwort; "er weiß ja von dem Anschläge, und gewiß wird er uns helfen, wenn er entdeckt wird."

"Und ich sage Euch," entgegnete Kroonenburg, "ich sage Euch, er weiß ganz und gar Nichts davon. Man mißbraucht seinen Namen, man bindet den Leuten auf, daß er von Allem Kenntniß habe, daß er die Sache gutheißt; aber glaubet mir, Friedrich Heinrich denkt zu edel, um sich mit uns gegen seinen Bruder zu verbinden. — Jetzt lebt wohl! Es ist schon spät und meine Augenblicke sind kostbar, ich muß fort. Folgt meinem Rathe und tretet nicht zu uns; noch seid Ihr frei."

"Aber der Vertrag, den ich unterzeichnet habe..."

"Ist verloren gegangen," fiel Kroonenburg ihm in die Rede. "Thut nur, als ob Ihr Nichts davon wüßtet. Man wird Euch wahrscheinlich morgen schon auffuchen, um Euch noch tiefer in die Sache zu verwickeln; aber ich rathe Euch, stellt Euch unwissend, doch verrathet uns nicht!"

"Aber ich habe geschworen," wandte Eduard ein.

"Und nicht zu verrathen," versetzte Kroonenburg, "Nichts verlauten zu lassen von Dem, was Ihr gesehen oder gehört habt. Diesen Eid dürft Ihr nicht brechen; allein, daß Ihr Euch mit uns vereinigt hättet, das habt Ihr nicht geschworen, und wie sehr ich auch sonst das Leugnen einer eingegangenen Verbindlichkeit tabeln würde: hier ist es Pflicht. Wählt jetzt, was wollt Ihr thun?"

"Euer Rathe folgen!" erwiderte Eduard.

"Dann seid Ihr wohlbehalten, dann seid Ihr gerettet," sprach Kroonenburg. "Wenn unser Geheimniß an's Licht kommt, wird man keine Beweise gegen Euch finden können, und es wird Niemanden einfallen, Euch zu beschuldigen, denn von Allen, die Ihr diesen Abend sahet, seid Ihr nur vier Personen bekannt, den Gebrüthern von Oldenbarneveld, die Euch nicht verrathen werden; Dubois wird es auch nicht thun, nicht zwar aus Ekelmuth, — denn einer solchen Regung ist seine Seele nicht fähig, sondern er wird bei dem geringsten Anzeichen von Gefahr fliehen, und er hat dazu Mittel, die Euch unbekannt sind. Der Vierte von denen, die Euch kennen, bin ich, und lieber stirbe ich eines tausendfachen Todes, als daß ich Euch verräthe. Eine unwiderstehliche Macht, eine innere Stimme zwingt mich, Antheil an Euch zu nehmen, und ich werde, so lange ich lebe, dieser Stimme Gehör geben."

"Edelmüthiger Mann!" rief Eduard aus, indem er ihm die Hand drückte, "und was werdet Ihr thun, wenn die Sache verrathen wird?"

Kroonenburg schwieg.

"Sicher werdet Ihr fliehen, Euch der Gewalt des Prinzen entziehen; doch bitte ich Euch, thut es recht bald. Ihr seid ja selbst überzeugt, daß der Anschlag verrathen werden, daß er verwerflich ist; also flieht, ehe es zu spät ist."

"Ich werde nicht fliehen," erwiderte Kroonenburg ernst, "aber auch nie an dieser Mordthat

Theil nehmen. Binnen wenigen Tagen verlasse ich dieses Land auf immer, oder wenn man noch vor dieser Zeit den Anschlag entdecken und mich zum Tode verurtheilen sollte, dann würde ich ihn mit Freude erleiden; ich wünsche zu sterben, ich habe den Tod verdient."

"Ihr?" rief Eduard aus; "was könnt Ihr verbrochen haben? Die Redlichkeit strahlt Euch aus den Augen, es ist unmöglich, Ihr könnt nicht schuldig sein."

"Jüngling," versetzte Kroonenburg, "indef sein Auge mitleidig auf Eduard ruhte, "Jüngling, einst wohnte auch in diesem Herzen die Tugend, wo nun Reue haust. Glaubt mir, habe ich Euch auch gerettet, so habe ich doch auch Vieles verbrochen; ich habe einst..." Bei diesen Worten rollte sein Auge wild, und sein Gesicht wurde bleich, wie das eines Todten. Gerade als er diese Worte sprach, blieben seine Augen unverwandt auf einen Winkel des Zimmers gerichtet; sein ganzer Körper begann furchtbar zu beben und seine Haare richteten sich empor. Wie von einem Anfälle des Wahnsinns ergriffen, rief er aus: "O Gott, da ist sie, Gnade! Gnade!" eilte zum Fenster, und ohne weiter ein Wort zu sprechen, wollte er hinauspringen, würde aber sicher hinabgestürzt sein, wenn Eduard ihn nicht zurückgehalten hätte. "Laßt mich los! laßt mich sterben! Ich bin ein Mörder! da ist sie, die ich ermordet habe! Himmel, Deine Strafe ist furchtbar, aber ich habe sie verdient!" Sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, ließ er sich von Eduard aus dem Fenster helfen und verschwand.

"Sonderbares Wesen," sagte Eduard bei sich selbst, als er das Fenster verschloß, "was hat dich so erschreckt?" Er durchsuchte das Zimmer, Nichts war zu finden, Alles war in demselben Zustande wie immer, das freundliche Licht des Mondes drang durch die mit Darstellungen aus der heiligen Schrift bemalten Fensterscheiben und verbreitete ein sanftes Licht durch das Zimmer. "D," rief Eduard von Wehmuth überwältigt, "o Gewissen, wie schrecklich erhebt sich deine Stimme bei dem Schuldigen!"

* Der Weihnachtsabend eines armen Souffleurs.

Stizze aus dem Theaterleben von Freimund Volkmann. (Fortsetzung.)

Indem ich jene erbaulichen Betrachtungen zu Gunsten aller Souffleurs anstelle, ist Flüsterfliege in die Kammer zu Frau und Tochter gegangen. Er muß ja die Erstere wieder besänftigen und Lektüre, die schon seit einigen Tagen, Kranklichkeit halber, fast immer das Bett gehütet, väterlich bedauern. In demselben Augenblicke höre ich auf der Treppe — Flüsterfliege wohnt nämlich im dritten Stock — heftig poltern. Die Thür geht auf und herein springen des Souffleurs hoffnungsvolle Wunden, Schlittschuhe in der Hand tragend, womit sie sich schon seit früh 8 Uhr auf einem nahen Teiche vergnügt haben. Sie springen zutraulich an mich heran und reichen mir mit kindlicher Dreistigkeit die kleinen rothgefrorenen Hände. Ich freue mich über das kecke Wesen der beiden freundlichen Jungen, das weit entfernt von jener Frechheit ist, die gewöhnlich die ungezogenen Rangen der meisten Schauspieler an den Tag legen. Herrliche Burschen, die kleinen Flüsterfliegen, mit äpfelrothen Backen und lebhaft blühenden Augen. Sie sind äußerst reinlich gekleidet und sauber gewaschen, trotz dem, daß der Vater nur sechszehn Thaler Monatsgage empfängt, von der er Frau und sechs Kinder ernähren muß. Fürwahr, Madame Flüsterfliege muß eine musterhafte Wirthin sein. Wie sie es anfängt damit auszukommen, mag Gott wissen; aber die Thatfache liefert den schlagendsten Beweis.

Jetzt öffnet sich die Kammerthüre und mein alter Freund zerrt seine Gattin, freundlich bittend, am Arm zu mir in die Stube. Cherubim und Sera-

phim folgen ihnen, die mir sogleich zwischen den Beinen durchfrieren und dann, gleich fleißigen Manthbeamten nach Zuckerbütten spärend meine Rocktaschen visitiren, während beide Knaben bescheiden die Mutter um ihr Frühstück bitten. Es ist schon zehn Uhr und die armen Kinder sind noch nüchtern. Die Alte seufzt und holt ein großes Stück Schwarzbrot aus der Komode, theilt es in zwei Hälften, und reicht es der hungrigen Nachkommenschaft, die jubelnd hinein beißt, als ob es Bisquit wäre, und dann wieder mit großen Sprüngen lärmend auf die Straße eilt. — Glückliche, sorglose Jugend! gebt ihr trockenes Brod und klares Wasser, aber versüßt es durch Freiheit und Liebe und sie wird mit keinem Könige tauschen. Man sieht übrigens, daß des Souffleurs Kinder frühzeitig zur Mäßigkeit und Entsagung des Luxus gewöhnt werden. Die Noth ist die beste Erzieherin, sagt Rousseau. Sie ist bei Flüsterfliege Gouvernante, ohne daß dieser Rousseau je gelesen.

Madame Flüsterfliege sieht aber noch gar finsterein und auch der sonst fast immer heitere Souffleur, auf dessen Gesicht deutlich geschrieben steht: "Mein Eigenthümer sorgt nimmer für den andern Morgen," macht eine höchst trübselige Miene. Und da ich theilnehmend seine Hand fasse, sehe ich wieder Thränen in seinen Augen schimmern. — Warte nur, Alter! ich will, wie mit einem Zauberstabe, die Nacht deiner Trübsal schnell in hellen heitern Sonnenschein wandeln. "Erhebt das Haupt, mein würdiger alter Freund!" rufe ich mit wichtiger Miene, worin Hoffnung und Freude zu lesen. "Der heutige Abend soll Euch nicht ganz ohne Kinderjubiläum hingehen. Sogleich eile ich zu unserm Direktor und will ihn peinigen, wie der Ariel in Shakespear's Sturm den Kaliban. Er soll und muß mir bis heute Mittag eine halbe Monatsgage auszahlen. Dann bin ich gerne bereit, Euch für einige Wochen eine kleine Summe vorzuschießen. Einstweilen nehmt hier" — ich habe bei den letzten Worten zwei harte Thaler aus meiner Börse gezogen — es sind die letzten — und drücke sie dem Alten rasch in die Hand, der ein Gesicht schneidet, das zwischen Lachen und Weinen die gehörige Mitte hält.

"Aber liebster, theuerster Herr Wermuth!" ruft er erstaunt aus, "wie kann ich —"

"Wenn Sie mein Freund sind, so machen Sie keine Umstände, und wir reden nicht weiter davon. Sie haben mich seit zwei Jahren so eifrig in meinen Rollen unterstützt, daß ich mich Ihnen längst hoch verpflichtet fühlte." — Gerührt wipft der Alte sich an meinen Hals, gibt mir einen herzhaften Kuß und jubelt dann: "Siehst Du, liebe Frau Flüsterfliege, daß es noch gute Menschen auf der Welt gibt! Und vorzüglich die Schauspieler, das sind doch wahre Engel! Sagte ich Dir nicht immer, Herr Wermuth ist ein vortrefflicher junger Mann, mit einem Herzen, wie Gold. Er hat noch nie behauptet, daß ich ihn habe stecken lassen! Wie ist Dir nun zu Muth? He! Zwei blanke Thaler! da sehe ich Dir auf einmal einen Tannenbaum, so lang, wie der Samiel im Freischütz, und vergoldete Rüsse und strahlende Wachskerzen; für den Friß einen langen Säbel und für den Arthur eine ungeheure Trommel, für meine Cherubim die leckersten Naschereien, als da sind: Braunschweiger Pfefferkuchen und rothbäckige Prinzäpfel; für meine Wergunde ein Paar neue Handschuhe und für die tolle Rosette ein Paar blanke unächte Ohrringe! — Aber so lache doch, Frau! Du machst ja immer ein Gesicht, wie unsere erste Sängerin, wenn sie unapplaudirt nach Hause gehen muß. Auf, sei fröhlich, süße Flüsterfliege, laß Dein Herz guter Dinge sein; denn wir haben nun heute Abend des Jubels und der Freuden die Hülle und Fülle." Dabei hat der fröhliche Alte die sauersehende Gattin beim Kopf genommen und ihr ein halbes Duzend Rüsse auf den Mund gedrückt. — Du lieber Gott! wie wenig gehört doch dazu, genügsame Menschen zur Freude zu stimmen.

Madame Flüsterfliege muß, so weh es ihr auch im Herzen sein mag, dennoch über des Mannes kindische Freude lächeln. Dann stättet sie mir gerührt ihren Dank ab, während der jubelnde Alte in die Hände klopft, was die Kleinen wie Affen nachmachen und dann mit dem Vater im Zimmer herum springen.

„So liebe Frau,“ plaudert er fröhlich weiter, „so ist's recht. Nun hast Du ein ächtes Weibnachtsgefißt. Gott! was die Frau noch schön ist. Gerade so lieblich blickst Du mich an, als Du vor zwanzig Jahren in Buxtehude zum ersten Male in meine Arme fiellst und mich Deinen kleinen süßen Karl Moor nanntest. Ja, ja, lieber Bermuth, meine Frau hab' ich dem unsterblichen Schiller zu danken. Es war in Buxtehude, Anno 17—

„Aber Mann, was kümmert das Herrn Bermuth?“
„Der Herr Bermuth hört gerne rührende Liebesgeschichten, denn ich habe bemerkt, daß er mitunter selbst—“

„Wie, Herr Flüsterfliege,“ falle ich ein, „Sie waren einst auch ein Held der Bühne?“
„Allerdings,“ erwidert er, „im Fache der ersten Helden und Liebhaber war ich einige Jahre lang brillant situiert. Sie lächeln, Sie glauben, weil ich kein Herkules bin, weil meine Figur nicht gar zu hoch—o, ich besaß damals eine halbe Elle Länge mehr. Aber der vertrackte Souffleurkasten; das ewige Krummstücken hat mich so verkleinert. Ich bin gleichsam einen ganzen Fuß eingegangen. Doch mit dem Karl Moor hat es seine Richtigkeit, und meine Karoline verliebte sich in mich, als ich diese Rolle auf dem Buxtehuder Theater spielte. Es war auch gerade um Weihnachten. Sie war damals eine wunderbar schöne Buxtehuderin.“

„Um des Himmelswillen, Flüsterfliege, wärme den alten Kohl nicht wieder auf.“

„Wie, süße Karoline, die Geschichte unserer Liebe nennst Du alten Kohl? Heiße sie lieber ein liebliches Blumenbeet, worin Du eine prangende Rose.“

„Gleichviel, aber Du langweilst Herrn Bermuth.“

„Du phantastirst, liebe Frau!“ Und der Alte plaudert unaufhaltsam weiter—die Freude hat seine Zunge einmal gelöst, und Souffleurs sind fast immer redselig—während das fünfjährige Kind, sein rechtes Bein umschlingend, lächelnd und neugierig zu ihm aufblickt, und das kleinste, welches vom Tische aus auf seinen Rücken geklettert, auf seinen Schultern Reiter spielt, ihm die Perücke herunter zerrt—die von des Kindes langen blonden Locken, die es jüngst dazu opfern mußte, gemacht ist—und diese als Peitsche tapfer in der Luft schwingt.

Flüsterfliege erzählt mir, daß er seine Gattin vor zwanzig Jahren aus Buxtehude entführt habe, aber von ihrem Vater, einem ehren- und handfesten Schuhmacher, auf der Landstraße wieder eingeholt worden sei;—daß er einen fürchterlichen Kampf mit 4 Schustergefelln bestanden, wodurch der Grund zu seinem jetzigen Kahlkopf gelegt worden; daß man ihn bei dieser harten Affäre windelweich geprügelt, worauf er ein so jämmerliches und rührendes Geficht geschnitten, daß der alte ehrliche Schuster in Thränen fast zerfließen sei, ihm verziehen und seine einzige Tochter in seine Arme gelegt habe. „Darauf sind wir,“ erzählt er weiter, „in wunderbarer Eintracht von Stadt zu Stadt, von Land zu Land gezogen und haben fast alle reisenden Bühnen Norddeutschlands betreten; ich immer als erster Liebhaber und meine Karoline als Heldin und Anstandsdame. D, die Frau hatte, bevor sie mir die sechs Kinder schenkte, einen wahrhaft königlichen Anstand. Ich sage das nur, um ihr gutes Herz zu rühmen. Bedenken Sie, sechs Kinder, wie gütig—aber das greift auch an, nicht wahr, liebe Frau?“

„Mann, Du wirst mich wieder böse machen.“

„Behüte, behüte, ich bin gleich zu Ende. Nun, um kurz zu sein. Nach einigen Jahren meiner Glanzfariere auf der Bühne zwang mich die allgewaltige Noth, in den Souffleurkasten hinab zu

steigen. Auch meine Frau mußte dem Theater zugleich Valet sagen, da sie eben im Begriff war, eine andere kleine Beschäftigung vorzunehmen—sie sollte nämlich bald mit Gündchen, dem ersten Pfande unserer gegenseitigen Zärtlichkeit, in die Woch—

„Flüsterfliege, so schweige doch.“
„Warum denn? Herr Bermuth ist ein höchst gefühlvoller, junger Mann, der so Etwas wohl zu schätzen weiß. Nun, von jener Zeit an, bin ich, ein gestürzter Titane, in der Unterwelt hocken geblieben. Indessen haben wir uns doch immer sehr gut genährt. Ich habe nebenher viele Rollen geschrieben. Meine Frau hatte immer eine kleine Blumenfabrik im Gange. So ist's denn gegangen. Wir haben fast lauter Sonnenschein gehabt in unserer Ehe, der trüben Tage blizwenig. Nur heute, seit vielen Jahren zum ersten Male, packte mich die Verzweiflung, weil—doch der Himmel hat uns ja geholfen. Er schickte dem Elias in der Wüste einen Raben und mir einen Freund. Doch nun wollen wir näher überlegen, was wir von unserm Schätze einkaufen wollen.“ (F. folgt.)

* Literatur-Bericht.

Deutsche Stammködige nach Geschichte und Sage. Ein neuer Versuch in alter Weise von Ludwig Ettmüller, Zürich 1844. Meyer und Zeller. 20 Sgr.

Das deutsche Epos hat seit dem 13. Jahrhundert wenig Bedeutendes aufzuweisen, wir meinen das heroische Epos. Klopstock, der gern seine Blüthe zurückgerufen hätte, wandte sich doch, nachdem er lange nach einem national-geschichtlichen Stoffe gesucht hatte, dem religiösen zu und verherrlichte den Messias. Aber auch damit, mit dieser Gebärung eines neuen Inhalts, konnte das Epos nicht zu seiner früheren Beliebtheit gelangen, und nach allen den vergeblichen Versuchen kam man auf den Gedanken, es sei überhaupt die Zeit nicht mehr da für größere Epen, die Kräfte müßten sich dem Drama oder dem Roman zuwenden. Es ist hier nicht der Ort, auszuführen, warum unter den bestehenden Lebensverhältnissen auch uns eine Regeneration des Epos unmöglich scheint. Genug, daß auch die Ansicht, die Schuld liege nur darin, daß bisher keine passende Form gefunden sei, und der Versuch, eine solche Form zu finden, bisher keinen allgemeinen Anklang gefunden. Man machte sich, da die Hexameter dem deutschen Sprachgrad selbst nach Göthe's Vorgang nicht zusagen wollten, an die Nibelungenstrophe, indeß der augenblickliche Beifall ist bald verflücht.

Hr. Ettmüller, als deutscher Sprachforscher mit Ruhm genannt, ließ sich durch die unglücklichen Versuche nicht abhalten, eine neue Blüthe des Epos für möglich zu halten. Auch er findet die Schuld des bisherigen Mißgeschicks in dem Mangel einer passenden Form. Die Strophe, also auch die Nibelungenstrophe, tadelt er darum, weil sie das Gedicht in einzelne gleichförmige, fast gegliederte Theile zerschneide und darum für das strenge Epos nicht sich eigne, das sich der Form schlichter Erzählung anschließen müsse. Die Hexameter beleidigen das deutsche Ohr. Er macht also den Versuch, die älteste deutsche epische Form zurückzurufen. Der Stabreim ist dem Ohre nach seiner Meinung bald hörbar.

Der älteste deutsche Vers kennt den Endreim nicht, sondern die Alliteration, d. h. den Gleichklang der Konsonanten im Anfange der Wörter. Daneben kennt er nur das Gesetz der Betonung, d. h. er besteht aus einer bestimmten Anzahl stark betonter Silben oder Hebungen, zwischen welchen andere schwach betonte oder Senkungen vorkommen; stark betont können alle Silben mit bedeutendem Ton sein. Dies Sprachgesetz ist einfach und für Den, welcher sich mit der älteren vaterländischen Poesie vertraut gemacht hat, leicht erkennbar. Nicht so leicht erkennbar ist es jedoch für Den, welcher dieser gelehrten Kenntniß ermangelte. Durch die Abscheu-

fung der Endsilben und durch den Einfluß der alten Sprachen ist in unsere Sprache ein ganz anderer Fluß gekommen, der uns die alten Verse schwerfällig erscheinen läßt. Wir können daher nicht der Hoffnung des Verfassers beistimmen, daß sich die alte Verkunst leicht in das Ohr der Leser einschmeicheln werde, noch weniger, daß diese neu erweckte Form einen solchen Anklang finden werde, daß wir eine neue Blüthe des Epos darum erwerben könnten. Der Verf. will, wenn er Beifall findet, in dieser Form eine große Anzahl älterer deutscher Stammsagen behandeln. Vorläufig bietet er hier zwei Sagen der Longobarden, die von Adalgis und Alwin. Wir wollen den Anfang der ersten Sage, wie sie hier vorliegt, mittheilen, um unsern Lesern eine Probe dieser Behandlungsart zu geben, wollen aber gleich in der Schreibweise, um verständlicher zu sein, ein paar Aenderungen vornehmen. Der Verf. verwirft nämlich, dem Grundsatz J. Grimm's getreu, daß, wer große Anfangsbuchstaben für den Anfang der Hauptwörter gebrauche, pedantisch, wer die sogenannte deutsche Schrift gebrauchte, barbarisch schreibe, sowohl große Anfangsbuchstaben, als deutsche Schrift. Die Adalgis-Sage beginnt also (mit großen Anfangsbuchstaben und deutscher Schrift) so (Jeder suche die Alliteration und die Hebungen heraus):

„Heiß war der Heerstreit, hart das Ringen,
Eh' der Heide froh die Franken wurden,
Und als Leichen lagen der Longobarden
Kampfgewohnte Kämpen. In des Königes Halle
Saß nun beim Siegemahle, der Sorgen ledig
Ganz im Goldschmucke strahlend, der Heere Fürst,
Tassilo's Benger. Das thatenreiche
Haupt ihm zierte die Herrscherbinde;
Den Langschild ihm zur Linken hielt ein Landbeschirmer,
Aber zur Rechten ihm ein Rette des Reiches Hortschwert;
Hundert saßen da der Helden zu des Herrschers Linken,
Und zur Rechten ihm Hundert der Ringgeschmückten.
Die Kämpen alle da, die kühnemuthen,
Redeten und rauchten mit raschen Worten
Von der wechselnden Wege des Waffenspiels,
Von des Kampfes Kühnheit. Karl nur schwieg.“ 118.

Mannigfaltiges.

* Am 31. Mai fand zu Berlin in der Neuen Kirche die erste Generalversammlung des dortigen Gustav-Adolph-Bereins zur definitiven Wahl eines Verwaltungsrathes statt, wozu sich über 400 Personen eingefunden hatten.

* Der Bau einer Eisenbahn von Münster nach Hamm ist vom Finanzministerium genehmigt, und die Einwohner von Münster und der Provinz Westphalen werden im Westphälischen Merkur zu Unterzeichnungen aufgefordert, die am 15. Juni geschlossen werden. — Seit etwa zehn Tagen liegen zu Saarbrücken Unterschriftslisten zu einem Aktienvereine für Herstellung einer Eisenbahn von Metz nach Saarbrücken offen.

* Unsere Regierung hat den Befehl erteilt, die widerwärtigen Vorfälle in Gesele (Eren-Gesele hieß es wegen seiner vielfachen Exenprozesse schon in alten Zeiten) auf das Strengste zu untersuchen, um den Urheber auf die Spur zu kommen.

* Die Beschlagnahme des Brentano'schen Briefwechsels schreibt man einigen Bemerkungen in der Debatte an einen unserer Prinzen zu.

* Das Buchhändlerbörseblatt veröffentlicht die auch für Privatleute wichtige und auffällige Warnung, daß von außerhalb des Zollvereins auf der Post zu Leipzig eingegangene, als „Bücher“ enthaltend deklarirte Pakete, weil nicht „gedruckte Bücher“ darauf gestanden, beim Hauptsteueramt mit 100 Thaler vom Zentner hätten versteuert werden müssen.

* Wie man hört, soll noch ein weiterer Münzcongress der süddeutschen Staaten bevorstehen; über die Zeit seiner Abhaltung ist noch nichts Bestimmtes festgesetzt. Zweck desselben soll weitere Ausbildung des süddeutschen Münzwesens sein.

* Die neueste Nummer des großherzogl. badischen Regierungsblattes enthält die offizielle Erklärung des Rheinhafens von Rehl zu einem Freihafen.

* Der Assoziationsgeist, welcher alle Gauen unseres Vaterlandes durchzieht, hat auch die jüdische Nation ergriffen. Auf den Vorschlag des Rabbi Dr. Philippson zu Magdeburg, Herausgebers der „Allg. Ztg. für das Judenthum“, werden sich im Laufe des Sommers die Rabbinen und jüdischen Geistlichen Deutschlands versammeln, um Israels Stellung in der Gegenwart, sowie dessen Zukunft gemeinsam zu beraten. Von einer bedeutenden Anzahl jüdischer Geistlichen aus allen Theilen Deutschlands sind bereits Anmeldungen zu diesem Generalconvent eingegangen. Als Versammlungsort ist die Re-

Königsberg Braunschweig, mit Genehmigung der dortigen Staatsregierung, bestimmt. (R. 3.)

* In Trier hat sich folgender Fall von Rohheit ereignet. Zwei junge Herren von Adel haben, nach reichlich genossener Mahlzeit, eine allgemein als ehrwürdig anerkannte Dame auf offener Straße bis in eine Kirche verfolgt, sind, als sie dort zurückgewiesen wurden, zwei britischen Fräuleins im Gasthofe bis in ihre Schlafzimmer nachgefolgt, wo sie dann auf das Pölscheln der Gefährdeten von den Kutschern der Damen zu Recht gewiesen wurden. (R. 3.)

* Am 29. Mai wurde in Kiel eine Turnanstalt eröffnet. Nachdem im vorigen Jahre der Professor Horschhammer bei einer öffentlichen Gelegenheit zur Bildung eines Turnvereins aufgefordert hatte, sind die angesehensten Einwohner der Stadt, Gerichtsräte, Senatoren, Professoren, Kaufleute, unter dem Präsidium des dort residierenden Herzogs von Glücksburg, an die Spitze eines solchen Vereins getreten.

* Deutsch-Limburg. Der Landmesser Lintjens zu Peerlen, der, wie sich die Leser erinnern werden, wegen einer in Form einer Räthselfrage gemachten Aeußerung (seine Frage: was für ein Unterschied bestehe zwischen einem Schneider und der Regierung? hatte er selbst beantwortet: jener ziehe an, diese aus) der Majestätsbeleidigung angeklagt und vom Bezirksgericht zu fünfjährigem Gefängnis verurtheilt worden war, ist auf erfolgte Berufung an den Provinzialgerichtshof zu Limburg von diesem, da in einem konstitutionellen Staate, der ein verantwortliches Ministerium besitzt, ein Angriff auf die Regierung (Staatsverwaltung) kein Angriff auf die Würde des Königs sei — in allen Punkten freigesprochen.

* Urtheilspruch gegen O'Connell und die übrigen Angeklagten. Der Dubliner Gerichtshof der Queens-Bench hat am 30. Mai das Urtheil im Staatsprozeß gesprochen. Dasselbe lautet gegen Dan. O'Connell auf einjähriges Gefängnis und 2000 Pfd. Sterl. Geldbuße, gegen John O'Connell, Duffy, Ray, Barrett, Dr. Gray und Steele auf neunmonatliches Gefängnis und 50 Pfd. Sterl. Geldstrafe. Ferner wurde O'Connell aufgelegt, persönlich mit 5000 Pfd. St. und außerdem durch zwei Bürgen, jeden für 2500 Pfd. St., Sicherheit dafür zu stellen, daß er sieben Jahre lang Frieden halten wolle. Für dieselbe Zeit und zu gleichem Zwecke wurde auch den übrigen Verurtheilten die Bürgschaftstellung auferlegt, jedoch auf den fünften Theil des O'Connell auferlegten Betrages beschränkt. (R. 3.)

* Schweiz. Sonntags den 2. Juni beschloß die gemeinnützige Gesellschaft im Eimmathale mit Einnuth, eine Petition unter dem Zürcher Volke zu verbreiten und dem großen Rathe einzureichen, dahin gehend: es möchte der große Rath die Gesellschaft zur Tagessagung instruiren, daß sie den Antrag des Standes Aargau, betreffend die Begreifung des Jesuitenordens aus der Eidgenossenschaft, nach Kräften unterstütze.

Konzeffionirtes Westphälisches

(341.) Theater in Siegen.

Freitag, den 7. Juni: Marie oder: Die Tochter des Regiments. Komische Oper in 2 Akten.
Sonntag, den 9. Juni: Das Gottesurtheil. Ritterschauspiel in 5 Akten, nebst einem Vorspiel in 1 Akt: Die Kreuzfahrer.

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämmtlich für die bemerkten Preise vorrätzig in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden, bei W. E. Eympting in Bochum und in der W. F. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

(342.) So eben ist die zweite Auflage der in der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung vor 14 Tagen erschienenen Schrift:

Die
Letzten Hermesianer.
Ein Beitrag
zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts.
Herausgegeben
von

Hermann Joseph Stupp,

Königlich Preussischem Justizrathe und Advokat-Anwalte
beim Rheinischen Appellationsgerichtshof zu Köln.
8. 150 Seiten auf Bellindruckmaschinenpapier. Geh.
15 Sgr. = 54 Kr.

ausgegeben worden, und sind namentlich in allen rheinischen Buchhandlungen Exemplare davon vorrätzig.

Allen, die über die Hermesianische Frage, die in fast sämmtlichen kirchlichen und politischen Blättern Deutschlands widerhallt, ein selbstständiges Urtheil sich bilden wollen, können wir diese höchst wichtige Schrift, welche sehr ruhig und klar geschrieben ist, und auf thatsächlicher und attennmäßiger Darstellung beruht, bestens empfehlen. Besonders Interesse erregt dieselbe in der Rheinprovinz, weil die darin behandelte Frage für die Geltung des französischen Rechtes und die Lehr- und Gewissensfreiheit am Rheine von der größten Bedeutung ist.

Welches ungemein bedeutende Interesse die Hermesianische Frage in Rheinland-Westphalen namentlich erregt, beweist der Absatz einer nicht unbedeutenden Auflage der obigen unparteiischen und gewichtigen Schrift kaum 8 Tage nach deren Erscheinen. Auch die zweite Auflage (ein unveränderter Abdruck der ersten) ist beinahe wieder vergriffen, so daß eine dritte Auflage vorbereitet werden muß.

(343.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen:

Die Buchdruckerkunst

in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung.

Von Friedr. W. Carové.

Geh. Preis 10 Sgr.

2. Auflage. Scheitlin's Agathe.

(344.) Bei Scheitlin und Jollitoffer in St. Gallen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Agathe

oder
der Führer durch's Leben
für sinnige Jungfrauen.

Von P. Scheitlin, Prof. Verfasser des Agathon.

Zweite verbesserte Aufl. Mit einem Stahlstich.

Preis eleg. geb. in Sarsenet fl. 2 rh. od. Rthlr. 1. 7 1/2 Sgr.

Eine öffentliche Beurtheilung sagt über diese Schrift:

„Durch den Agathon und die Agathe hat Scheitlin seinen Namen der Unsterblichkeit geweiht; noch die spätesten Geschlechter werden einst die Asche des Erlen segnen, der ihnen solche Wegweiser, Rathgeber und Führer durch's Leben hinterlassen hat. Solche Schriften konnten aber auch nur einem höchst seltenen und bewunderungswürdigen Vereine von Geistes- und Herzensgaben ihr Dasein verdanken. Denn es finden sich in ihnen die tiefstnigsten Forschungen im Gebiete der innern Seelenkunde mit den ausgedehntesten Kenntnissen aller äußern Lebensverhältnisse, die heiterste Welt- und Lebensansicht mit dem tiefsten sittlich-religiösen Ernste, die reichen Erfahrungen und gereiften Urtheile des Greisenalters mit der begeisterten Wärme und dem frohen Lebensmuth des Jünglingsherzens zu einem harmonischen Ganzen auf das Lieblichste und Ansprechendste verschmolzen.“

(345.) Zur Anschaffung wird bestens empfohlen:

König

Friedrich Wilhelm III

and

Preußen unter seiner Regierung.

Ein vaterländisches Geschichtsbuch für alle Stände.

Nach den besten Quellen bearbeitet

von Dr. Vincenz Müller.

Geb. 20. Sgr. In solidem Halbfranz. 27 1/2 Sgr.

Wechsel - Course.

Frankfurt, am 5. Juni.					Köln, am 5. Juni.					Elberfeld & Barmen, am 3. Juni.				
Gulden Süddeutsch. Währung.					Thaler Preussisch Courant.					Thaler Preussisch Courant.				
Frankfurt gibt für	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.	Köln gibt für	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.	Elberfeld, Barmen g. f.	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.
Amsterdam 100 fl. Cour.	99 1/2	—	98 3/4	—	Amsterdam 250 fl.	141 1/10	141 1/10	141 1/10	140 9/10	Amsterdam 250 fl.	141 1/10	141 1/10	—	140 7/10
Augsburg . 100 fl. (20r)	120	—	—	—	Paris 300 Francs.	80 1/10	80 1/10	80 1/10	80	Augsburg . 150 fl. (20r)	—	102 1/10	—	102
Bremen . . . 50 Rth. L'd.	98 1/4	—	—	—	Frankfurt . 150 fl.	85 1/10	85 1/10	85 1/10	85 1/10	Wien 150 fl. (20r)	—	105 1/10	—	104 3/10
Hamburg . . 100 Mark B.	87 3/4	—	87 3/4	—	London . . . 1 Liv. St.	—	—	6. 24 1/2	—	Bremen . . . 100 Rth. L'd.	111 1/10	111 1/10	111 3/10	111 1/10
Leipzig . . . 60 Rth.	—	104 1/2	—	—	Berlin 100 Rth.	—	99 1/10	—	99 1/10	Hamburg . . 300 Mark B.	150 1/10	150 1/10	149 1/10	149 1/10
London . . . 10 Liv. St.	120	—	119 1/2	—	Leipzig . . . 100 Rth.	—	—	—	99 1/10	3 M. G. 149	—	—	—	—
Lyon 200 Francs.	—	93 3/4	—	—	Augsburg . 150 fl.	102 1/10	102 1/10	—	—	Leipzig . . . 100 Rth.	—	—	—	99 1/10
Mailand . . . 250 Lire A.	—	102	—	—	Hamburg . 300 Mark B.	—	150 1/10	—	149 1/10	Breslau . . . 100 Rth.	—	—	—	99 1/10
Berlin 60 Rth. PC.	105 1/4	—	—	—	Antwerpen 300 Francs.	—	80 1/10	—	—	London . . . 1 Liv. St.	6. 25 3/4	—	6. 24 1/4	—
Paris 300 Francs.	93 3/4	93 3/4	—	—	Brüssel . . . 300 Francs.	—	80 1/10	—	—	Antwerpen 300 Francs.	—	80 1/10	—	—
3 M. G. 93	—	—	—	—	Bremen . . . 100 Rth. L'd.	111 1/10	111 1/10	—	—	Brüssel . . . 300 Francs.	—	80 1/10	—	99 1/10
Wien 100 fl. (20r)	—	122 3/4	—	—	Wien 150 fl. (20r)	—	105	—	—	Paris 300 Francs.	80 1/10	80 1/10	80	79 1/10
3 M. G. 121 1/2	—	—	—	—						3 M. Br. 79 1/10 G. 79 1/10	85 1/10	85 1/10	85 1/10	85 1/10
										Frankfurt . 150 fl.	85 1/10	85 1/10	85 1/10	85 1/10
										3 M. G. 84 1/10	—	—	—	—
										Mailand . . . 300 Lire A.	—	69 1/10	—	—

Course der Geldsorten.

Frankfurt,		am 5. Juni.		Köln, Elberfeld und		Barmen, am 5. Juni.	
Neue Louisd'or (Carol.)	11 4	Napoleonsd'or (Zwanzigfr.-St.)	9 30	Carol.	6 10	Napoleonsd'or (Zwanzigfr.-St.)	5 12 1/2
Alte Louisd'or oder Pistolen	9 47 1/2	Englische Souverains	11 56	Ausländische Pistolen	5 17 1/2	Französische Kronenthaler	1 16 1/4
Friedrichsd'or, Preussische	9 47 1/2	Laubthaler, ganze (Fr. Kronth.)	2 43 1/4	Friedrichsd'or	5 20	Brabanter Kronenthaler	1 16
Holländische Zehnguldenstücke	9 55 1/2	Preussische Thaler	1 44 1/2	Holländische Zehnguldenstücke	5 20	" " halbe	— 22 1/4
Rand-Dukaten	5 35	Fünffrankenthaler	2 20	Rand-Dukaten	3 5	Fünffrankenthaler	1 10

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Buchdruckerei in Siegen. — Verantwortlicher Redacteur: W. F. Friedrich.